



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Die Einwanderung gebildeter weiblicher Erwerbsbedürftiger nach den Vereinigten Staaten**

**Dittmar, Elisabeth Caroline**

**Bielefeld & Leipzig, 1909**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-10277**



# Die Einwanderung gebildeter weiblicher Erwerbsbedürftiger

nach den  
Vereinigten Staaten.

Mit einem Anhang:  
Die Einwanderung junger Männer.

*E[rich] C[aroline]*  
Von **E. C. Dittmar.**

*Worte:*  
„Was Vaterland, was Liebe, läßt dich an,  
Das hätte ich mit keinem andern Mann,  
Der sich die Herzen stürzen lassen muß!  
Denn in der fremden Welt bleib ich allein,  
Um kühner Muth, das Joch der Noth zu weiden.“  
(Schiller.)



Bielefeld und Leipzig, 1909.  
Verlag von Velhagen & Klasing.

E. C. Dittmar

# Die Einwanderung

gebildeter weiblicher  
Erwerbsbedürftiger

nach den

## Vereinigten Staaten



Hirtefeld und Leipzig 1909 · Verlag von Velhagen & Klasing

Schum

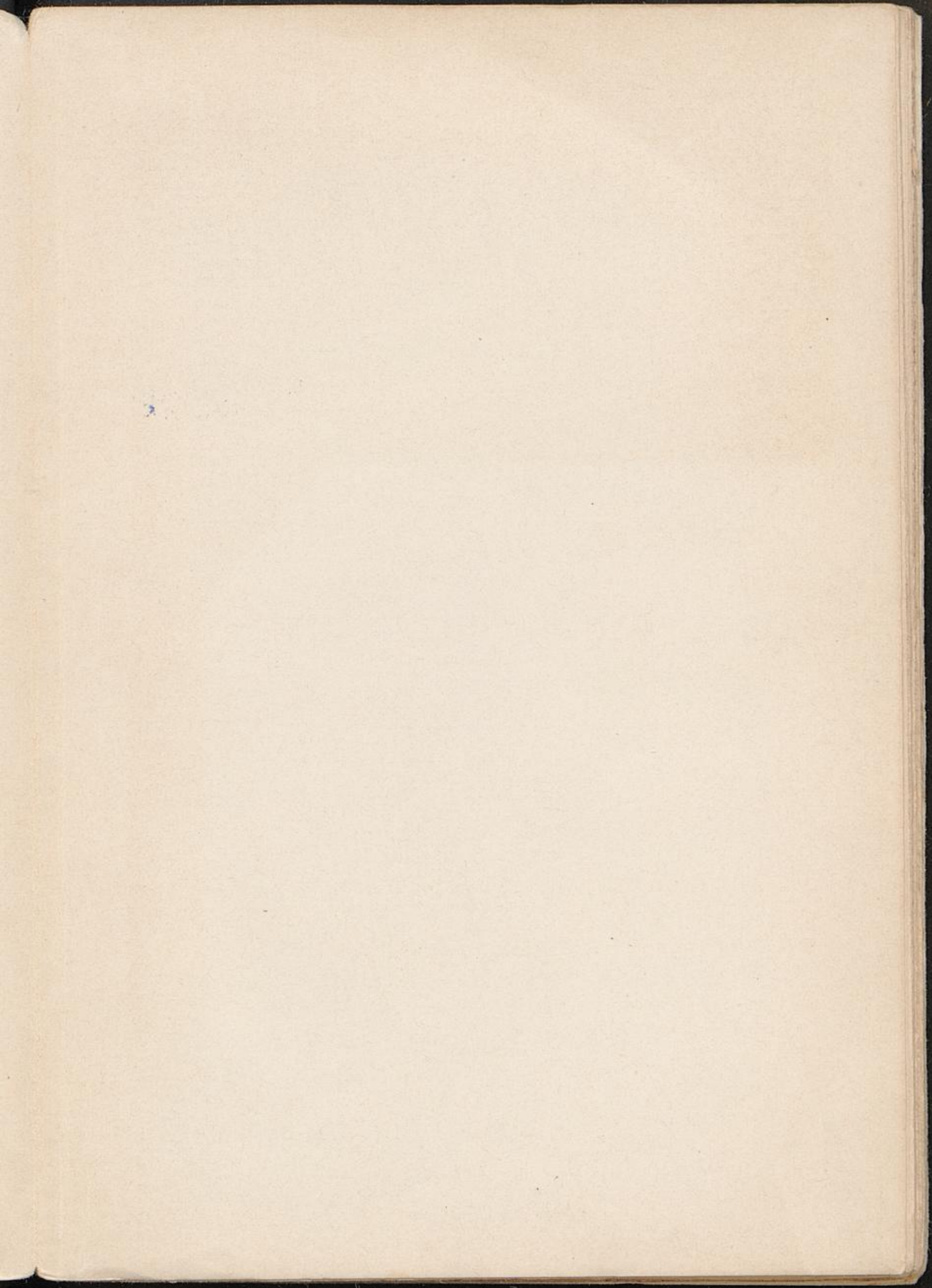
281

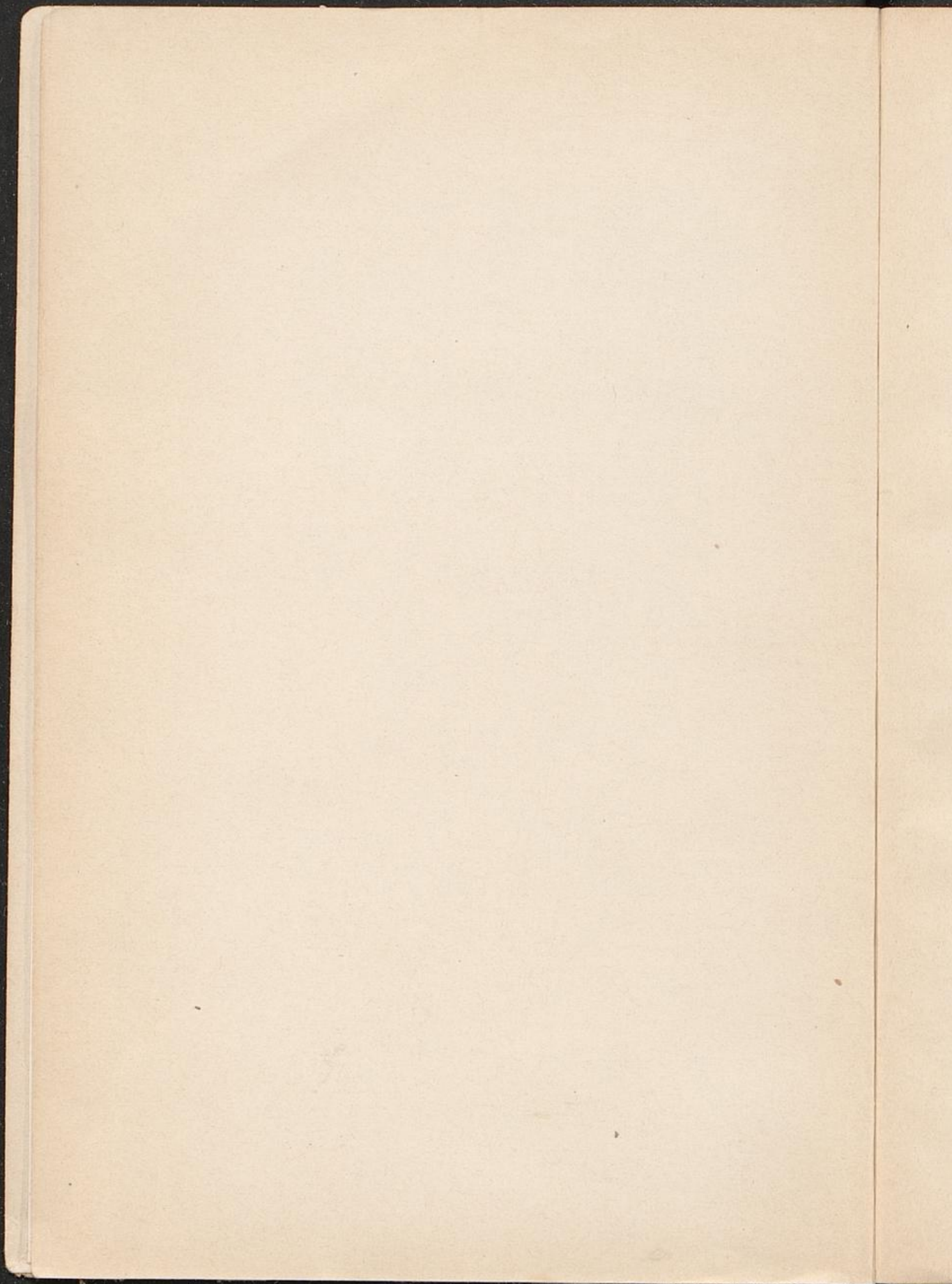
Schum 281

152 528 91 LB Oldenburg <45>



SCHUM 281





# Die Einwanderung gebildeter weiblicher Erwerbsbedürftiger

nach den

Vereinigten Staaten.

Mit einem Anhang:  
Die Einwanderung junger Männer.

E[lisabeth] C[aroline]  
Von E. C. Dittmar.

Motto:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,  
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,  
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!  
Dort in der fremden Welt stehst du allein,  
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerbricht.“  
(Schiller.)



Bielefeld und Leipzig. 1909.  
Verlag von Velhagen & Klasing.

Schum 281



9.6.77



## Inhalts-Verzeichnis.

### Erster Teil.

	Seite
Einleitung . . . . .	1
I. Der Zug in die Ferne . . . . .	6
Das Angebot aus Deutschland . . . . .	8
Die Nachfrage in den Vereinigten Staaten . . . . .	12
Unsere Schulverhältnisse (Ausbildungsmöglichkeit und Berufswahl) . . . . .	16
Amerikanisches Nationalgefühl . . . . .	19
II. Irrige Voraussetzungen . . . . .	22
Die „Achtung vor der Arbeit“ . . . . .	23
Gründlichkeit versus Oberflächlichkeit . . . . .	28
Die Berufung auf die Vergangenheit . . . . .	30
Das Einleben in hiesige Verhältnisse . . . . .	36
Das amerikanische Geld . . . . .	38
Emanzipiertes Wesen . . . . .	42
Wert der Zeugnisse . . . . .	44
Die Klagen über amerikanische Gemütskälte . . . . .	47
Altersversorgung . . . . .	48

### Zweiter Teil.

<b>Die Erwerbsmöglichkeiten für Einwanderer der gebildeten Klasse . . . . .</b>	<b>50</b>
Regierungs-Anstellungen. Die akademischen Berufe . . . . .	53
Der journalistische Beruf . . . . .	58
Schriftliche Arbeiten . . . . .	60
Privat-Sekretärin . . . . .	61
Vorleserin . . . . .	62

	Seite
Gesellschafterin . . . . .	62
Reisebegleiterin . . . . .	65
Die Lehrerin . . . . .	66
Die Erzieherin . . . . .	69
Die Nurfery-Governeß . . . . .	72
Kindergärtnerin . . . . .	75
Die Visiting-Governeß . . . . .	76
Die Privat-Lehrerin . . . . .	77
Die Haushalts-Lehrerin . . . . .	79
Die Handarbeits-Lehrerin . . . . .	85
Handarbeit als Verdienst . . . . .	88
Kunstgewerbe . . . . .	95
Malen und Zeichnen . . . . .	97
Die Photographie . . . . .	103
Oper und Drama . . . . .	104
Der kaufmännische Beruf . . . . .	106
Gartenbau . . . . .	109
Der häusliche Beruf . . . . .	110
Hausdame — Haushälterin . . . . .	110
Die Stütze der Hausfrau . . . . .	118
Die geprüfte Krankenpflegerin . . . . .	123
Die geprüfte Kinderpflegerin . . . . .	126
Der Beruf der Hebamme . . . . .	127
Gebildete Ehepaare . . . . .	131
—	
Anhang: Die Einwanderung junger Männer . . . . .	136

### Schluß.

Der Geldhunger . . . . .	159
Mädchenhandel; Löhne . . . . .	162
Nötige Geldmittel . . . . .	166
Hiesige Verwandte . . . . .	169





## Erster Teil.

### Einleitung.

Ehe ich zum eigentlichen Inhalt dieses kleinen Werkchens vordringe, sei es mir gestattet, mich seinen Lesern, insbesondere der Klasse, der es hauptsächlich gilt, vorzustellen — zu dem Zwecke, ihr Vertrauen zu gewinnen; denn Mangel an solchem würde die Wirkung zum Schaden derer, denen ich wohlthun möchte, beeinträchtigen. Ich unternehme diese Arbeit nicht, um die in den letzten Jahren riesengroß anwachsende „Amerika-Literatur“ zu vermehren, auch erhebt dieses Büchlein nicht den mindesten Anspruch auf die Ehre, ein volkswirtschaftliches Werk zu sein. Sondern es wurde verfaßt aus dem Wunsche heraus, einer bestimmten Klasse meiner Mitschwester zu nützen. Ich möchte also vorerst darlegen, was mich zu meinem Unternehmen veranlaßte, und worin meine Berechtigung zu einem verlässlichen Urtheile liegt. Ich wünschte aufs innigste, daß meine Stimme alle diejenigen erreichen möchte, denen meine wohlgemeinten Ratschläge gewidmet sind. Es wird sich, der Natur der Sache nach, leider nicht ganz vermeiden lassen, gelegentlich subjektiv zu sprechen, da eben gerade eigene Erfahrungen und Überzeugungen die Hauptgrundlage der in dem Werkchen enthaltenen Winke und Lehren bilden. Sie geben ihm

auch seinen Wert, denn es sind nicht bloße Theorien, sondern erprobte Tatsachen. Ein Betonen der eigenen Persönlichkeit liegt mir ferne, doch ist es hier nicht ganz zu vermeiden, soll die Verlässlichkeit der Ausführungen nicht darunter leiden; allzuvielen Unberufenen erlaubten sich schon autoritativ sein sollende Urteile über dieses Land und seine Verhältnisse.

Genau an dem Tage, da ich zur endgültigen Fertigstellung der vorliegenden Arbeit die Feder ansetze, ist es dreißig Jahre her, daß ich die Heimat verließ. Nicht die heute so moderne „Schwärmerei für Amerika“ war es, die mich über den Ozean führte, sondern die Pflicht. Mein Verlobter weilte hier, hatte sich nach mancherlei Kämpfen nun eine anscheinend gesicherte Existenz errungen und bedurfte einer Häuslichkeit. Was wir damals waren, sind wir bis heute geblieben: unseres Vaterlandes treueste Kinder, deutsch bis ins Mark, trotzdem wir im Laufe langer Jahre unser Adoptiv-Vaterland lieben gelernt haben. Wir lieben es mit allen seinen Fehlern und Vorzügen — das Resultat eines durch drei Dezennien betriebenen gerechten Studiums, gründlicher Erfahrungen, aufmerkamer Beobachtungen, längst besiegtter Vorurteile.

„Auscheinend“, sagte ich oben, war die gegründete Existenz eine gesicherte. Wir wurden nachher so gut wie tausend andere die Opfer der Verhältnisse, auch wohl der angeborenen und anerzogenen Ehrbegriffe, Charaktereigenschaften und Irrtümer der besten Kreise unseres Vaterlandes.

Der nächsten fünfzehn Jahre kann ich nur schauernd gedenken! Nichts, das je gebildete, um eine ehrliche Existenz kämpfende Deutsche hier an Schicksalsschlägen, an Enttäuschun-

gen, an Not, Sorge und Selbstverleugnung durchkämpfen mußten, ist uns erspart geblieben, und unzählige Male stellte ich ans Schicksal die Frage: Warum? Es haben mir die letzten fünfzehn Jahre, es hat mir die zweite Hälfte meines hiesigen Aufenthaltes die Antwort gegeben: Darum! — Die Erfahrungen, die die bitterste Not, ein stetig wogender Daseinskampf, der Kontakt mit Bevölkerungsschichten, die man persönlich nicht kennen lernt, wenn man auf des Lebens Höhen steht, zu sammeln mir ermöglichten, sind seitdem Hunderttausenden zum Segen geworden und sollen in diesem kleinen Werkchen einer gewissen Klasse wiederum zum Segen werden; nur treten hier in noch höherem Maße die in den letzten fünfzehn Jahren gesammelten Lehren hinzu.

Es war im Jahre 1891, als ich durch Einfindung einer belletristischen Arbeit mit der „New Yorker Staats-Zeitung“ in Verbindung trat und regelmäßige Mitarbeiterin wurde. Im folgenden Jahre bot man mir die Stellung einer Schriftleiterin für die den Frauen gewidmeten Spalten eines neu zu gründenden Abendblattes an. Zwei Jahre später errichtete man eine gleiche Abteilung in dem Hauptblatte und fast gleichzeitig wurde mir die Vertretung der Fraueninteressen im „Sonntagsblatte der New Yorker Staats-Zeitung“ übertragen. Außer den Leitartikeln in den drei Ausgaben, in denen die Wahl des Themas mir völlig frei steht, Mode-, Haushalts-, und anderen Besprechungen, gehört zu meinem Ressort die Erledigung einer Korrespondenz, deren Umfang sich damals auf acht bis vierzehn Briefe in der Woche erstreckte, die sich seitdem aber auf durchschnittlich sechzig bis siebzig Briefe wöchentlich erweitert hat.

Es gibt absolut nichts in das Leben der Frauen aller Stände Hineinragendes, das mir nicht unterbreitet wird, denn das Vertrauen der Leserinnen (und der männlichen Leser) ist ein unbegrenztes: der Backfisch mit seinen Toilettennöten und seinem Vergnügungsbedürfnis; das junge Mädchen am Scheidewege der Berufswahl; die Erwerbende mit ihren Erfolgen und Mißerfolgen; die Arbeitgeber mit ihren Enttäuschungen; die unerfahrene Mutter mit dem ersten Kindchen; die vor Erziehungsprobleme gestellten Eltern; die Frau mit eigener Krankheit oder solcher in der Familie; die Frau in unglücklicher Ehe; die Witwe in ihrer Ratlosigkeit; die Greisin in ihrer Vereinsamung, in ihrer Sorge ums Brot; die Neueingewanderten, die Altangesessenen, und die Hiergeborenen — sie alle kommen um Rat, um Hilfe, um Trost oder Teilnahme.

Welcher Dank der „New Yorker Staats-Zeitung“ dafür gebührt, daß sie eine derartige Vertrauens- und Auskunftsstelle errichtet hat und ihr durch liberalste Gewährung unbeschränkter Freiheit und Selbständigkeit volle Wirksamkeit ermöglicht, kann nur der ermessen, dem diese Korrespondenz allwöchentlich durch die Hände geht! — Viele unserer Landsleute im alten Vaterlande ahnen überhaupt nicht, was eine deutsch-amerikanische Zeitung zu leisten hat. Sie hat und sie erfüllt die Aufgabe, diejenigen Deutschen, die sich hier angesiedelt haben, mit dem Lande ihrer Wahl und seinen Lebensbedingungen bekannt zu machen; sie mit den Verhältnissen auszuföhnen, wenn die unvermeidlichen Zeiten der Depression eintreten; ihnen den Weg zu zeigen, den sie einschlagen müssen, um Sieger zu werden und sich glücklich zu fühlen. Sie erzieht sie einerseits zu guten

Bürgern des Landes, das sie aus was immer für Gründen sich zur zweiten Heimat erkoren haben, und dem sie Dank schulden; aber sie erhält auch auf der anderen Seite den Stolz auf das Deutsche Vaterland und die Liebe zu ihm rege in denen, die beides abschütteln möchten, wie sie den Staub deutscher Erde von den Schuhen geschüttelt haben! Gerecht und unparteiisch steht die deutsch-amerikanische Presse zwischen beiden Interessen, und nicht immer bleibt es ihr erspart, aus dem Mangel an Verständnis, aus der Unvernunft heraus — Angriffe und Undank zu ernten!

Möge also die vorstehende Schilderung ihren Zweck erfüllen: den Lesern im allgemeinen, den gebildeten Erwerbsbesessenen im besondern zu beweisen, woher und in welchem Grade ich befähigt und daher wohl berechtigt bin, mich über ein Thema zu verbreiten, das für Tausende von ernster Tragweite ist. Mein Beruf hat es mir zur Gewohnheit gemacht, für andere zu sorgen und zu denken, und es mir als Pflichtversäumnis anzurechnen, wenn ich schweigen würde, wo ich reden sollte! Möge diejenige Klasse meiner Mitschwestern, denen in erster Linie die nachstehenden Kapitel gewidmet sind, dem Beispiele der Deutschen dieses Landes folgen und ein unbedingtes Vertrauen in meine Ausführungen setzen! Hierzulande weiß man es längst, draußen muß man es mir glauben, daß nur der Wunsch, Gutes zu stiften, vor Schlimmem zu bewahren, mich bei meinen Arbeiten leitet. Er ist es auch, der mich zur Abfassung des vorliegenden Schriftchens veranlaßt hat. Was sollte es mir nützen oder schaden, wenn Duzende, wenn Hunderte, Tausende hier den Enttäuschungen, dem Glende, der Not ent-

gegen gingen? Aber bei jedem Falle, in dem in den letzten Jahren an meinen Rat, meine Hilfe appelliert wurde, fühlte ich es wie ein Vorwurf in mir laut werden: Warum erhebst du nicht deine Stimme? Du kennst das Schicksal, dem fast alle entgegengehen — und du schweigst? Und so habe ich mich denn endlich entschlossen zu reden.

## I.

## Der Zug in die Ferne.

Seit Jahren ist es für mich ein Grund schmerzlichen Bedauerns, daß so viele gebildete Damen, und darunter zahlreiche reiferen Alters, aus Deutschland hierher kommen in der Meinung, hier könnten sie auf Grund ihrer Kenntnisse, ihrer guten Erziehung, ihrer tadellosen Personalien mit Leichtigkeit eine lukrative Stellung finden und sich eine Zukunft gründen. Während es töricht wäre, zu bestreiten, daß es günstige Ausnahmen von der Regel gibt, so bleibt diese doch immer: ein trauriges, ein erbarmungswürdiges Fiasko! Würde es mir der Raum gestatten, so würde ich gerne einige Beispiele aus unzähligen in Gestalt von Originalbriefen Gestrandeter wiedergeben; auf alle Fälle erkläre ich mich bereit, derartige Beweise für die Richtigkeit meiner Ausführungen zu jeder Zeit der Kaiserlich Deutschen Botschaft in Washington oder dem Kaiserlich Deutschen Generalkonsulat in New York auf Verlangen zu unterbreiten. Vorläufig genüge die Versicherung, daß unter den zahlreichen Fällen von Hilfsbedürftigkeit, die mir stetig vorkommen, diejenigen die traurigsten und hoffnungslosesten

sind, welche auf diese in ihren Erwartungen so grausam Enttäuschten Bezug haben.

Wer es ist, oder was es ist, das diesen Damen den Wahn eingibt, es warte ihrer hierzulande ein ersprießliches Feld ihrer Tätigkeit, fragt man sich vergebens! Denn jedermann, der hier ansässig ist und auch nur einigermaßen die hiesigen Verhältnisse kennt, weiß, daß diese Annahme auf Irrtum beruht. Die Beispiele, welche allenfalls verlocken könnten, sind wahrlich dünn genug gesät, es sind Glücksfälle seltener Art. Dem Kenner hiesiger Verhältnisse ist es unfassbar, wie man ohne jeden Anhaltspunkt, ohne erst zu fragen, was den gebildeten Einwanderer hier erwarten könnte, aus einer bloßen Illusion, einem Wahne heraus, sich sagen kann: dort findest du sicherlich dein Glück! wie man dann in blindem Vertrauen die Brücken hinter sich abbrechen mag, um einer Fata Morgana nachzujagen!

Allerdings: der strebende Mensch will die Fremde kennen lernen, das gehört zu seinem Ausbildungsprogramm, und den Germanen liegt die Wanderlust im Blute. Die Länder sind sich so nahe gerückt, daß es für den modernen Menschen fast keine Entfernungen gibt. Aber man muß seine persönlichen Verhältnisse in Betracht ziehen. Wie in allen anderen Punkten des Lebensprogramms, so spielt auch hier das pekuniäre Können seine Rolle; auch hier schießt sich „Eines nicht für Alle“! Meine Mahnungen gelten eben denen, die hierher kommen, um zu erwerben, die möglichst schnell erwerben müssen, um zu leben!

Wohl gab es eine Periode, da in einem frischen, fröhlichen Wagen wenig Gefahr lag — irgendwie gelang es wohl! Aber das Rad der Zeit hat sich mit großer Ge-

schwindigkeit gedreht, die Verhältnisse haben sich total verschoben. Der Umschwung, der sich in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten wirtschaftlichen Lebens und in allen Kulturländern vollzogen hat, tritt — vielleicht Japan ausgenommen — nirgends so prägnant zutage, als gerade in Deutschland und in den Vereinigten Staaten. Um aber diesen Umschwung in seiner Einwirkung auf das Gebiet, das ich mir zur Bearbeitung gesetzt habe, in kurzen Worten zu kennzeichnen, darf man (sich kaufmännisch ausdrückend) sagen: Das Angebot von draußen hat sich vermehrt, die Nachfrage hier ist auf wenig über Null zurückgegangen! — Man gestatte mir, diese beiden den Welt- und Arbeitsmarkt regierenden Faktoren näher zu beleuchten und Borerwähntes zu begründen.

### Das Angebot aus Deutschland.

Für Vermehrung des Angebotes von drüben ist außer der Erleichterung des modernen Verkehrs die deutsche Frauenbewegung verantwortlich. Sie ist unserem Geschlechte zum Segen geworden, und ich möchte das Wort „verantwortlich“ durchaus nicht so aufgefaßt haben, als solle ihr Verdienst geschmälert werden durch die Darlegung dieses einen Punktes — im Gegenteil! Ich sollte denken, weniger als früher zwänge heute die Notwendigkeit unsere Schwestern, die Heimat zu verlassen, um auf unsicheren Pfaden einer Existenz nachzugehen; denn früher gab es so wenige Erwerbsgebiete, es drängten sich in diese wenigen Berufe so viele hinein, daß unser Vaterland nicht alle Kräfte konsumieren konnte — wie anders heute, wo die Erwerbsgebiete sich so ungemein erweitert haben!

Wohl sind dafür im letzten Jahrzehnt Tausende erwerbsfähig geworden, erwerbsfreudig, nach Selbständigkeit ringend und strebend auf allen nur erdenklichen Gebieten! Tausende, die unter den heute veralteten Verhältnissen still zu Hause vegetiert hätten, das Kreuz der Vereinsamung, der mehr oder weniger verschleierten Untätigkeit, des Bewußtseins der Überflüssigkeit schleppend, vor sich das Gespenst eines trostlosen Alters, der Abhängigkeit von Verwandten — haben nun, aufgerüttelt durch die Frauenbewegung, den Bann abgeschüttelt; sie haben gelernt, hinauszutreten in die Arena des Erwerbes, hinaus zur Betätigung ihres Könnens, zur Erweiterung ihres Horizontes! Niemand konnte diesem Umschwunge freudiger zujauchzen als ich, denn ich hatte mir einst kühn meinen Weg selbst gebahnt, allein auf mich angewiesen, um meines Geschlechtes willen ausgeschlossen von Realschule, Gymnasium, Universität, deren Pforten, wie ich mir nicht ohne Bitterkeit sagte, doch so manchem mittelmäßigen Knabengeiste offen standen!

Aber die deutsche Frauenbewegung hat doch keineswegs einseitig gewirkt, sie hat nicht nur unsere Schwestern fähig gemacht, sich auf unzähligen Gebieten zu betätigen, sie hat auch gekämpft und erreicht, daß diese Gebiete sich ihnen erschlossen — stellenweise sogar erfolgreicher als hier in diesem Lande! Staunend muß der gerecht urteilende Mensch die Resultate würdigen, die dieser Teil deutscher Frauen, auf die wir stolz sein dürfen, Schritt um Schritt für ihre Schwestern erkämpft und errungen hat. So manches „Bravo!“ ist ihnen aus meinem stillen Redaktionszimmer heraus zugeflogen! so manchmal habe ich den Tapferen im Geiste die Hand gedrückt!

Für uns hier ist es allerdings — im Hinblick auf die leider so geringe Veranlagung vieler Deutschen zu nationalem Stolz — nicht sehr überraschend, daß vielen im Gefühle ihrer neuerstandenen Freiheit und Fähigkeit die Grenzen des mächtigen Deutschen Reiches zu enge wurden; wozu gab es denn jenseits des Ozeans das sagenhafte „Land der unbegrenzten Möglichkeiten!“ Es hat den Anschein, als bewerte man seine neuerworbenen Kenntnisse und Erwerbsfähigkeiten so übertrieben hoch, daß man die Heimat nicht würdig findet, diese Güter an sie zu verschwenden; nur das Ausland kann für den Deutschen, der Gutes zu bieten hat, in Frage kommen! Wäre es nicht dieser Zug, der unsere Landsleute in die Ferne treibt, so würde man doch vorsichtig seine Schritte nur dahin lenken, wo dem Angebot eine Nachfrage gegenüber steht!

Wirklich unbegreiflich, soweit die gebildeten Kreise in Betracht kommen, aber wahr ist es, daß noch immer der Glaube herrscht, es lasse sich hier in den Vereinigten Staaten ein Vermögen mühelos — oder es lasse sich überhaupt zusammenscharren! Wie ließe es sich sonst erklären, daß in allen Briefen, die ich von Auswanderungslustigen aus Deutschland erhalte, sich stets Erklärungen folgender Art wiederholten: „Da ich doch auch mein Glück machen möchte“; „Da ich mir für mein Alter die Mittel zu einer sorgenlosen Existenz ersparen möchte“; „Da ich meinen Eltern und jüngeren Geschwistern wirksam beistehen möchte“; — oder auch ganz einfach: „Ich habe eine leidenschaftliche Vorliebe für Amerika“; „Ich habe mich immer gewünscht, Amerika kennen zu lernen“; „Ich hege eine große Schwärmerei für Amerika!“ — Auf derartige Äußerungen, die bei unter-

nehmenden jungen Männern, bei der Jugend überhaupt, noch einige Berechtigung haben würden, im Munde der oben erwähnten Klasse von Frauen aber dem Kenner hiesiger Verhältnisse geradezu kindisch unvernünftig erscheinen müssen, werde ich gelegentlich noch zurückkommen.

Ich will vorläufig nicht davon reden, wie sich in mir oft das deutsche Herz aufbäumt; wie man oft versucht ist, zu wünschen: möchtest du doch hierher kommen, um von deiner „Schwärmerei“ geheilt zu werden! Ich werde mich einstweilen nur streng an die praktische Seite der Sache halten, und die läßt sich kurz und knapp in die schlichte, aber entschiedene Erklärung zusammenfassen: Die Zeiten, in denen solche Pläne Berechtigung gehabt haben mögen, sind vorüber, sind unwiederbringlich dahin!

Ich werde später auch auf die Schicksale und Zuschriften solcher eingehen, die nicht vorher um Rat fragten, sondern in untrüglicher Zuversicht auf eigene Faust der Jagd nach amerikanischem Golde oblagen. Beide Kategorien kenne nicht nur ich, man kennt sie auch in der Kaiserlich Deutschen Botschaft in Washington, im Kaiserlichen Generalkonsulat in New York, und in der „Deutschen Gesellschaft der Stadt New York“. Häufig steht man dort ratlos solchen Zuschriften gegenüber — sind doch meistens die vorzüglichsten Zeugnisse beigelegt, sind doch die Vorkenntnisse der Schreiberinnen hervorragend, haben diese doch schon Jahre ersprießlicher Tätigkeit im anspruchsvollen Europa hinter sich, usw. — Man verhehlt es sich an den genannten Stellen nicht, daß es eine schwierige und fast aussichtslose Sache ist, einer Dame, die nicht nur nach ihrem eigenen Urteile, sondern tatsächlich alle Vorbedingungen zum

Erfolge in sich vereinigt, klar zu machen, daß hier im großen, reichen Lande, unter intelligenter, nach Bildung strebender Bevölkerung für sie kein Platz sein sollte! Zuschriften dieser Art wurden mir seit Jahren gelegentlich zur Beurteilung und Entscheidung zugesandt; und als ich bei einer solchen Gelegenheit erwähnte, daß ich schon seit Jahren mit der Absicht umginge, zum Besten solcher Damen und zur allgemeinen Aufklärung der einschlägigen Verhältnisse die Feder zu ergreifen, da wurde mir das ermutigende Gutachten, daß ein solcher Schritt nur segensreich wirken könne.

Die gleiche, und sehr enthusiastische Ermutigung wurde mir zuteil, als ich im vorigen Jahre bezüglich einiger „hoffnungslosen“ Fälle eine Besprechung pflog mit einer New Yorker Dame, die als langjährige Leiterin einer internationalen Agentur für die höheren Berufsarten geradezu eine Autorität auf diesem Gebiete genannt werden darf. Ich erwähnte meiner Idee, des inneren Zwanges, einen Mahnruf nach der Heimat zu senden — sie faßte mit beiden Händen nach den meinen: „Ach bitte, tun Sie das doch! Gewiß ist es eine zwingende Pflicht derer, die dazu berufen sind! Tun Sie es, Sie haben nie ein segenreicheres Werk verrichtet!“

### Die Nachfrage in den Vereinigten Staaten.

Wenden wir uns nun dem Kapitel der Nachfrage zu, so kann ich allen nachfolgenden Erläuterungen kurz und bündig die Erklärung vorausschicken, daß man sich auf den von mir ins Auge gefaßten Gebieten von dem Beistand der alten Kulturländer, dessen man seinerzeit drin-

gend bedurfte, inzwischen völlig emanzipiert hat. Ich wiederhole, daß man seiner einst dringend bedurfte! Und das ist in unserem Vaterlande zu einer Art Tradition geworden, an der man zähe festhält, die aber heute zu den überwundenen Dingen gehört.

Zur Zeit der kalifornischen Goldernnte, bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges, und auch noch im ersten Jahrzehnt nach diesem, kam ein immenser Reichtum in die Hände von Leuten, die sich und ihre Familien erst zu seiner Repräsentation erziehen mußten. Minenarbeiter und Holzschläger, Getreide- und Pferdehändler, Grundeigentums-Spekulanten und Viehzüchter usw., vielfach des Lesens und Schreibens unkundig, mit den Sitten und Manieren des wilden Westens, fanden sich innerhalb weniger Jahre im Besitz von Hunderttausenden, von Millionen! Es folgte eine Periode beispiellosen Aufschwungs: die Städte wuchsen aus der Erde wie Pilze; die industriellen Etablissements nahmen ungeheure Dimensionen an; städtische Kontraktoren schaufelten Geld — es lag damals tatsächlich, wie man zu sagen pflegt, auf der Straße. Ich habe Leute gekannt, die mir gesagt haben: man wurde reich, ob man wollte oder nicht!

Nun wissen wir alle, daß vieles Geld in den Händen roher Menschen diese noch abstoßender erscheinen läßt, als sie ohnehin schon sind. Eine der charakteristischsten Eigenschaften der Amerikaner ist aber eine geradezu bewundernswürdige Anpassungsfähigkeit an veränderte Verhältnisse. Ein Menschenalter hat genügt, zu vollbringen was ich oben sagte: sie zur Repräsentation ihrer Reichtümer zu erziehen! Da — entgegen landläufigen europäischen Ansichten — eine Kluft zwischen den alten vornehmen Familien des Landes

und diesen Parvenüs nicht nur existierte, sondern auch infolge der Unnahbarkeit der ersteren unüberbrückbar war, so standen diese über Nacht Reichgewordenen hilflos da, gänzlich darauf angewiesen, von fremden Nationen zu lernen, daß und wozu der Reichtum verpflichtet. Man baute reiche Wohnstätten und richtete sie sich mit Hilfe gewerblichen Beistandes, nach dem Geschmack bezahlter Hilfskräfte ein: so entstand damals die Schablone! Man brachte in das neue Dasein, in den reichen Hausstand nichts mit als unbegrenzte Mittel. So manche Frau hatte früher in den Baracken für die Minenarbeiter gekocht oder mit ihrem Manne ein Wirtshaus bei den Minen geführt — und nun sollte sie die Dame eines reichen Haushalts spielen! Da mußte man denn zu fremden, zu ausländischen Kräften seine Zuflucht nehmen. Ihnen mußte man die Erziehung der Kinder, die Führung des Haushalts, die Pflege der häuslichen Kunst, die Einführung einer passenden Geselligkeit, die Schulung und Regierung der Dienstboten in die Hand geben. Durch sie kam die Intelligenz, ein verfeinerter Geschmack, der gute Ton, das Kunstverständnis und die Kunstliebe in das Haus; und man war liberal, man geizte nicht, was durch Mittel beschafft werden konnte, das mußte herbei! — Die Ausläufer der damals bestehenden Verhältnisse erstreckten sich stellenweise noch bis in die erste Zeit meines hiesigen Aufenthaltes, und sie waren in ihrer Wirkung oft von unwiderstehlicher Komik.

Was aber ist seitdem aus diesem Volke geworden! Wo ist die Unbeholfenheit hin, mit der man damals, die Hände voll Geld, dastand! Ein derbes, gemeines Prozedentum ist unter den besitzenden Amerikanern überhaupt nicht vor-

handen. Auch eine erst kürzlich reich gewordene Familie findet sich heute ohne weiteres in die Situation, es ist als hätte man nur darauf gewartet, als sei dies endlich der normale Zustand. Die Erklärung für diese Gegensätze liegt darin: Damals wurde Reichtum selbst von Analphabeten erworben, und die Ausbildung folgte nach — heute kann auch hier in Amerika ein Vermögen nur mit Hilfe vorher erworbener Bildung erlangt werden.

Ein weiterer Faktor ist: die verhältnismäßig noch neue Lust am Reisen, der Geschmack daran, oder der Modezwang dazu — von allem etwas; der letztere allein würde genügen, jede Familie, die etwas ist oder sein möchte, übers Meer zu treiben. So berief man denn früher Mohammed zum Berge, jetzt zieht der Berg zu Mohammed. Damals war Europa unentdecktes Land für die Amerikaner, die Kultur der Alten Welt wurde herübergebracht. Jetzt holt man sie sich, bringt seine Kinder hinüber, betrachtet eine Europareise als notwendigerweise zum Lebens- und Erziehungsprogramm gehörend, und eignet sich dabei selbst an, was man an sich allenfalls noch vermisst. England namentlich hat in diesem Punkte eine Kulturmission zu erfüllen gehabt — wohl hauptsächlich der Sprachgleichheit wegen, und weil das Tochterland der Mutter seelisch am nächsten steht. In der hiesigen guten Gesellschaft ist englische Sitte maßgebend; aber im allgemeinen ist es doch immer wieder amerikanische Selbständigkeit, amerikanische Anpassungsfähigkeit, die aus den Europareisen diejenigen Vorteile zieht und schon gezogen hat, die genügt haben, sich zu emanzipieren von dem Beistande fremder Führung auf dem Weg zur Höhe. Man ist auch seitdem erst sprach-

kundig geworden, ist zur Einsicht gekommen, daß es tatsächlich außer der englischen Sprache noch andere Idiome gibt, die der Beachtung wert sind — und Länder, in denen zivilisierte Menschen diese Sprachen sprechen. Man hat Deutschland und Frankreich zu Stätten des Kunststudiums erkoren. Der Jugend behagt diese Wendung der Dinge natürlich viel besser, als importierte Hauslehrer und Gouvernanten!

### **Unsere Schulverhältnisse (Ausbildungsmöglichkeit und Berufswahl).**

Ein phänomenaler, und auf unser Thema aufs nachhaltigste wirkender Fortschritt ist namentlich bezüglich der Schulverhältnisse zu verzeichnen. Wir haben hier gänzlich freien Unterricht auf allen Gebieten, auch über die Elementarschulen hinaus, bis hin zum Examen der Lehrerin, der Buchhalterin, der Stenographin, der geprüften Krankenpflegerin; freien Unterricht auf allen Gebieten der Gewerbe, der Kunstgewerbe und der Kunst selbst (mit Ausnahme der Musik). Selbstredend hat bei dem großen Bildungsdrange der Amerikaner dies innerhalb der Dauer einer Generation alle Verhältnisse umgestaltet.

Ich will hier einschalten, -daß das nicht nur für Ausländer, sondern auch für manche Seiten unseres eigenen Volkslebens seine Schattenseiten hat; daß namentlich ich persönlich der schrankenlosen Generosität unserer Gemeinwesen nach dieser Seite hin (namentlich hinsichtlich freier Fortbildung den Kindern reicher Leute gegenüber) durchaus nicht immer zustimmend gegenüber gestanden habe, und noch heute lieber Grenzen gesetzt sehen würde. Denn ich

befürchtete von jeher, was jetzt tatsächlich teils droht, teils schon eingetroffen ist. Eingetroffen ist das gänzliche Abwenden unserer Jugend von einfacheren Berufsarten und Erwerbszweigen; der weiblichen Jugend speziell vom Gebiete der häuslichen Arbeit in jeder Form. Und es droht ein Bildungs-Proletariat, das durch Zuwachs vom Auslande her zu vermehren wahrlich keine Veranlassung vorhanden ist! Das haben gelegentlich der letztjährigen Schulschlüsse maßgebende Persönlichkeiten wie Staatsgouverneure, Schuldirektoren, Kollegerektoren, durch sehr ernst mahnende und warnende Reden dargelegt. Sie haben sich damit an beide Geschlechter gewandt — und mit vollem Recht!

Die Berufe, bei denen man die Hände tüchtig zu rühren hat, und bei denen man nicht in tadelloser Toilette arbeiten kann, kommen bei der Berufswahl unserer Jugend nicht mehr in Betracht; die frühere, als „echt amerikanisch“ geltende Achtung vor der wirklichen Arbeit ist geschwunden. Und damit ist ein Zug in unser Volksleben gekommen, der wie ich fürchte, sich noch einmal recht verhängnisvoll erweisen wird. Berufe wählen unsere Mädchen alle, aber nur „höhere“! Selbst von der Arbeit im eigenen Heim wenden sie sich ab — was will da noch die Eingewanderte mit all ihrer Vorbildung! all ihren Fähigkeiten! Von der Tochter des Hafenarbeiters und Straßenkehrers, von der Tochter der Waschfrau und der Drangenverkäuferin an der Ecke wird sie aus dem Felde geschlagen. Denn daß die hier erlangte Bildung schließlich (auch wenn sie bei manchen naturgemäß nicht viel unter die Oberfläche dringt) über die fremdländische den Sieg erringt, erscheint dem nur allzu natürlich, der den amerikanischen Volksscharakter kennt.

Möglicherweise würde in Deutschland die ausländische Schulung eher eine Empfehlung als ein Abweisungsgrund sein; hier aber gibt man der amerikanischen den Vorzug. Und so ist man denn heute auf dem Standpunkte angelangt, daß man sich hier nur noch die wirkliche Arbeit von Ausländern verrichten läßt; für alle höheren Berufe aber erzieht man das Material zur Besetzung im eigenen Lande.

Selbst für die seit Jahrzehnten hier Ansässigen liegen die Verhältnisse tragisch genug. Gerade unsere Landsleute können da ein gar trauriges Lied singen. Fast ein Monopol besaßen deutsche Frauen auf Kindergärten, Handarbeitschulen, Privatunterricht in Musik, Sprachen, Handarbeiten usw. — Heute sind diese Frauen brotlos, stehen in vorgerücktem Alter verzweifelt vor dem Elend und müssen alles und jedes ergreifen, um zu leben. Ebenso geht es mit dem Verkauf von Handarbeiten einfacher oder künstlerischer Art.

Die deutschen Schulen haben hier Vorzügliches geleistet; viele derselben waren den öffentlichen Schulen gleichgestellt, und ihre Diplome berechtigten zum Eintritt in höhere Lehranstalten; davon sind manche eingegangen, andere, die noch vor zehn, zwanzig Jahren herrlich florierten, für die ich alljährlich vor Beginn des neuen Schuljahres gar manche Lanze brach, weil ich sie für segensreich erkannt und an den eigenen Kindern bewährt gefunden hatte, mußten sich schon seit Jahren mehr und mehr zum Verluste ihrer Eigenart bequemen, sie werden im Kampfe um ihre Existenz immer anglo-amerikanischer in Einrichtung und Lehrgang, und selbst das hält das Verhängnis nicht auf; die Dekadenz ist da, und das völlige Eingehen dieser eminenten Stützen des hiesigen Deutschtums ist nur eine Frage der Zeit.

Mehr und mehr beschränkt man sich auf Vereins- und Privatschulen kleineren Umfangs, die man neben dem öffentlichen (Haupt-)Unterricht existieren läßt, die aber selbstverständlich die Bedeutung der früheren deutschen Schulen auch nicht annähernd erreichen können — auch nicht sollen! Man will durch sie lediglich das Deutsche wach erhalten. Ihre Frequenz ist auf einen so winzig kleinen Kreis beschränkt, daß es sich kaum verlohnt, von ihnen zu reden. Von den wirklichen deutschen Schulen existieren nur noch wenige. Die öffentlichen Schulen haben sie nach und nach aufgesogen. Das hätte natürlich nicht geschehen können, wenn die Deutschen dieses Landes den ernststen Willen hätten, sich und den Kindern ihr Deutschtum zu wahren; daß es nicht geschieht, ist ein Zeichen des machtvollen Einflusses des amerikanischen Geistes.

### Amerikanisches Nationalgefühl.

Und damit kommen wir zu einem weiteren Punkte, der gleichzeitig eine Erklärung für das Vorstehende gibt: Es ist gänzlich neueren Datums, daß die Vereinigten Staaten ihren vollgültigen Sitz im Rate der an der Spitze moderner Kultur schreitenden Nationen eingenommen haben. Man hat (ungefähr seit dem Spanisch-amerikanischen Kriege) „sich entdeckt“. Man ist zur Einsicht gekommen, daß man nicht wie seit 100 Jahren ein modernes Kulturvolk erst werden will, sondern daß man auf dieser Höhe tatsächlich schon angelangt ist. Ganz plötzlich wurde man sich dessen bewußt, mit der Jahrhundertwende! Und zwar hat speziell Deutschland sein Teil zu dieser Erkenntnis beigetragen,

indem es stets und bei jeder Gelegenheit ohne Schranken seine Bewunderung hierher dirigierte.

Damit nun ist hier ein neuer Zug entstanden oder vielmehr: ein schon vorhandener hat sich verstärkt. An nationalem Selbstbewußtsein hat es dem amerikanischen Volke nie gefehlt, und unsere deutschen Reichsangehörigen könnten da viel lernen! Nun aber hat sich der Wunsch und das Bedürfnis stärker als je Bahn gebrochen, die nationale Eigenart zu pflegen, in den Vordergrund zu stellen und zu kräftigen. Man fühlt, man sei sich das selbst schuldig. Man will sein Haus und seine Lebensweise amerikanisch haben, seine Kinder amerikanisch erzogen wissen. Dieser Wunsch ist geboren aus der Möglichkeit der Erfüllung heraus: Die Schulen sind kompetent, auf allen Gebieten sind fähige Kräfte vorhanden — weshalb sollte man sich da von Eingewanderten, die zudem monatelang von rührender Unbrauchbarkeit sind, beeinflussen lassen! Von Leuten, die keinen höheren Ehrgeiz besitzen, als uns als Vorbilder zu betrachten, uns zu umschmeicheln und zu bewundern? Man sagt sich: „Wir brauchen niemanden“! — Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es nicht doch Punkte gibt, in denen man lernen könnte! Die Tatsache besteht, daß man sich das nicht sagt! Wer also trotz dieser Unabhängigkeits-Erklärung hierher kommt, der übernimmt ein ernstes Risiko!

Das amerikanische Volk ist an den geringen Aussichten auf Erfolg, die der Einwanderung Gebildeter heute hier harren, natürlich durchaus schuldlos, niemand legt dem Eingewanderten irgend etwas in den Weg. Die Amerikaner sind ein generöses, großzügig angelegtes Volk! Sie sind

der Einwanderung gegenüber (wie in vielen anderen Dingen des öffentlichen Lebens) außerordentlich gutmütig und geduldig. Innerhalb der auf die Zulassung der Eintreffenden bezüglichen Vorschriften, deren einzelne Härten teilweise durch Notwehr (nicht wünschenswerten Elementen gegenüber) diktiert wurden, mögen die Fremden kommen, Amerika ist groß, reich und gastfrei! Aber es ist eben für gebildete weibliche Erwerbsbedürftige kein Bedarf vorhanden. Wer durchaus hierher kommen will, der muß zufrieden sein mit hartem Lose, kann seine Karriere sich nicht beliebig wählen und muß zusehen, wie sich seine Zukunft gestaltet!

Von der Tragik, die sich da oft abspielt, kann niemand sich einen vollen Begriff machen, der es nicht selbst durchgemacht hat, oder dem nicht wie mir sich die Herzen erschließen. Daß von den zahlreichen traurigen Fällen in Deutschland weniger bekannt ist, erscheint vielen hier unbegreiflich — mir nicht! Denn wie ich selbst einst die Korrespondenz mit den Meinen elf lange Jahre unterbrochen hatte, weil ich nicht lügen konnte, und doch niemanden zwecklos betrüben wollte, so schreiben auch meine gestrandeten Korrespondentinnen nur selten die volle Wahrheit. Andere wieder mögen den Ihrigen ihre Lage schildern, aber die Verwandten scheuen sich, es im Freundeskreise zu verbreiten: „Unserer Tochter geht es drüben elend“; oder: „Es geht ihr gut — in ihrer Stellung als Köchin“! — Ich bin nämlich durch zwölfjährige Erfahrung dahin gekommen, daß ich den unglücklich Gestrandeten nur noch kurzerhand den Rat gebe: „Lernt kochen! Widmet euch der Hausarbeit!“ Ich habe Jahre und Jahre

hindurch es mir zur Ehrensache gemacht, zu versuchen, meinen gebildeten Landsmänninnen behilflich zu sein, festen Fuß zu fassen, sowie es ihrer Herkunft, ihrer Bildung, ihren Erwartungen entsprach — es ist alles vergeblich! Es bleibt meistens nur — wo eine Rückkehr nach der Heimat nicht möglich ist — als letzte Zufluchtsstätte: die Küche!

## II.

### Irrige Voraussetzungen.

Als ob alles bis jetzt Gesagte noch nicht genügte, den gebildeten Einwanderern den Existenzkampf zu erschweren und die Erreichung eines befriedigenden Zieles in weite Ferne zu rücken, wenn nicht ganz illusorisch zu machen, sind es auch noch sie selbst, die durch ihre Persönlichkeit, ihre Eigenart, ihre Irrtümer und falschen Voraussetzungen, durch einen den Amerikanern unverständlichen Mangel an Anpassungsfähigkeit, sich den Weg mit Steinen und Dornen bestreuen.

Anstatt blinde Schwärmerei für das Ausland zu hegen, sollte man im Deutschen Reiche lieber diesen schönen Idealismus seinem eigenen Vaterlande widmen — will man aber nun einmal ein fremdes Land zu seiner zweiten Heimat machen, dann versuche man zuerst die dort herrschenden Verhältnisse und Anschauungen zu studieren, und sich so lange ihnen anzupassen, als man noch gänzlich von ihnen abhängig ist. Ich hoffe, daß die nachfolgenden Zeilen etwas zur Klärung unklarer Vorstellungen beitragen werden. Es wird dabei so mancher schöne Traum in Trümmer

gehen, der den Scheinwerfer der Wahrheit nicht verträgt, aber es ist besser so, als wenn die auf diesen Träumen aufgebauten Existenzen zum Elend zerkrümmeln.

### Die „Achtung vor der Arbeit“.

Da ist vorerst einmal das erhebende Wort von dem „Adel der Arbeit“, von der „hohen Achtung“, die — „im Gegensatz zu Deutschland“ — die arbeitende Frau hier in Amerika angeblich genießt! Deutsche Frauenzeitungen preisen diesen schönen Zug in allen Tonarten — „wie weit ist Deutschland gegen uns ‚bessere‘ Menschen doch zurück!“ — Ich aber rufe Tausende meiner gebildeten Landsmänninnen hier im Lande zu Zeugen auf, ob sie von diesem schönen Zuge jemals etwas gemerkt haben! Die arbeitende Frau auf der Höhe — ja! Die in der Tiefe ringende, die inmitten der Brandung des Lebens noch nach einem festen Fleckchen sucht, auf dem sie Fuß fassen könnte — nein! Die Frau, die arbeiten muß, um nur leben zu können, die verschwindet in der Menge, taucht unter in dem großen allgemeinen Getriebe! Eher zieht man den Hut vor der, die da arbeitet, trotzdem sie es nicht nötig hat, und die recht wohl ihren ärmeren Schwestern das Stückchen Brot überlassen könnte — eine gänzlich auf den Kopf gestellte Ordnung der Dinge! Und diese beruht in dem ganz und gar auf Außerlichkeiten gestellten Frauenkultus des amerikanischen Volkes, der allerdings drüben im lieben Vaterlande gebührend idealisiert wird!

Die Frau an sich, ob sie arbeitet oder nicht, wirke sie segensreich, sei sie eine Drohne, gebiete sie über inneren Wert oder sei sie hohl wie eine taube Aue, wird hoch-

gestellt in dem Maße, wie sie sich zur Geltung zu bringen weiß. Und dazu haben eben die unnützen, oder die ohne Not erwerbenden Elemente mehr Zeit, größere Mittel, mehr Lust, als die um die nackte Existenz ringenden. Noch immer glaubt der Amerikaner selbst felsenfest an die Phrase von der „Achtung vor der Arbeit“, von der Gleichstellung der verschiedenen Gesellschaftsklassen; er redet sich noch heute vor, daß in seinem Lande die Erwerbenden auf den untersten Sprossen der Leiter denen gleichstünden, die hoch oben thronen. Traditionen gleich dieser sind eben kaum auszurotten; wir können solche bei fast jedem Volke nachweisen. Mit geschlossenen Augen zwingt man sich hier zum Festhalten dieser längst zum Wahne gewordenen Tradition früherer Generationen — so gut wie der Durchschnittsamerikaner sich nicht davon überzeugen lassen will, daß die Einwandernden nicht etwa einer unerträglichen Tyrannei entflohen sind, um hier zum ersten Male in ihrem Leben frei aufzuatmen. — Daß seinerzeit Leute, wie z. B. die russischen Juden aus Kischinew, tatsächlich Flüchtlinge waren, die hier Schutz suchten — ach! das tat dem ganzen Lande wohl! das appellierte an die nationale Ritterlichkeit, und liebevoll streckte man ihnen die Hände entgegen. Der Amerikaner ist gerne großmütig dem hilflosen Elend gegenüber; wer aber nicht an sein Erbarmen zu appellieren nötig hat, der muß sich auf sich selber stellen!

Und das finde ich ganz in der Ordnung! Es ist schließlich ganz allein Sache der Einwandernden, ihm den Wahn zu nehmen, als flüchte man von der Tyrannei in die Freiheit. Ich bin fest überzeugt, von mir hat noch kein Mensch diesen Eindruck gewinnen, und kein

Amerikaner diesen Glauben hegen können; und so gibt es Hunderte! Tausende! Aber Hunderttausende gibt es, die ihn ihm lassen und ihn darin bestärken — leider!

Uns hier entlockt es ein nachsichtiges Lächeln, wenn wir in deutschen Frauenzeitungen von dem „hohen Ansehen“ lesen, das die arbeitende Frau hier genießt! Eine wirklich um ihre Existenz Arbeitende hat das ganz gewiß nicht hinaus gemeldet; es wird wohl von der Rednerbühne der Frauengongresse herkommen, wo die Amerikanerin sicherlich den Traditionen ihres Volkes treu bleibt: eines Volkes, das an sich glaubt! und mit der Macht dieses Glaubens siegt über die Angehörigen eines Volkes, das bei jeder Gelegenheit die eigene Nation hinter eine fremde zurückstellt — ungerechterweise! Ich sagte bereits, ich habe einst in Deutschland mir meinen Weg selbst gebahnt; ich habe gearbeitet, mich zur Höhe gerungen — und auf allen Stufen die Hochachtung der Besten genossen. — Die genieße ich auch heute hier, aber sie gilt weniger dem Umstande, daß ich arbeite (obchon das mit beiträgt) als dem hohen Range meiner Stellung, den weitreichenden Resultaten, die Zehntausenden zugute kommen, dem Nimbus des unbeschränkten Wirkens!

Hier ein Beispiel aus meinem eigenen Leben — einer jener wunderbaren Zufälle, die man erlebt haben muß, um sie würdigen zu können: Noch bin ich heute dieselbe, die ich vor Jahren war! habe mich in keiner Weise amerikaniert auf Kosten meiner Individualität: von einer Achtung vor der bescheiden auftretenden Dame, der von Sorgen, Kummer und Not gedrückten Frau, die einstens für 19 Cents täglichen Lohnes spinnwebenfeine Spitzenkragen ar-

beitete, die für einen Hungerlohn tägliche Hausarbeit tat und Nähen besorgte, habe ich nichts gemerkt. — Als ich einst in einem Hause vorsprach, wo jemand Gebildetes gesucht wurde, um tagsüber die Kinder zu besorgen, eine Stellung, die leider (oder Gott sei Dank) bereits besetzt war, besah mich die sogenannte Dame des Hauses erst von oben bis unten aufs unverschämteste, kritisierte meine zwar sehr einfache, schwarze, aber nach ihrer Meinung „zu gute“ Kleidung — die ich noch von Deutschland her besaß — fragte mich über alles mögliche aus, und dann erst teilte sie mir kurz mit, daß ich zu spät käme, indem sie ins nächste Zimmer deutete, wo gerade die „Neue“ die Kinder um den Tisch setzte. Und als ich einen mir unbekanntem Mechanismus zum Öffnen der Haustüre nicht verstand, drehte sie mir, zwei Fuß von dieser entfernt, den Rücken und rief, anstatt selbst zuzufassen: „Mary, machen Sie der Person die Türe auf!“ Am nächsten oder zweiten Tage wurde die „Person“ in den Annoncenspalten aufgefordert, die Stelle dennoch anzutreten (Mary schien nicht befriedigt zu haben oder war geflüchtet) — die „Person“ aber wäre lieber verhungert als dahin gegangen.

Es versteht sich von selbst, daß ich mir Episoden dieser Art aufzeichnete und oftmals überlas. Und als vor Jahren mich ein Brief erreichte, in dem die Schreiberin sich nicht genug tun konnte in Ausdrücken höchster Verehrung, und es als ihren „glühendsten Wunsch“ bezeichnete, die „Ehre“ meiner Bekanntschaft zu genießen, da fiel mir der Name auf; ich sah nach: ja, es war diese Dame, und ich fühlte einen Augenblick den Wunsch in mir aufsteigen, ihr die Visitenkarte der „Person“ mit der aufbewahrten Annonce

aufgeklebt, zuzufenden und ihr zu schreiben, daß sie diese „Ehre“ bereits genossen habe! Aber ich überlegte dann, daß sie im Laufe langer Jahre dieselbe „Achtung“ wahrscheinlich Dutzenden gebildeter Frauen, die arbeiten wollten, erwiesen hatte, und schwerlich sich dieses einen Falles erinnern werde. — Aber ich frage nun, ob diese Frau von der „Achtung vor der Arbeit“ zu ihrem Briefe begeistert worden war; ob dieser der arbeitenden Frau galt! —

Man lasse sich indessen durch vorstehende Ausführungen auch nicht zu der Meinung drängen, es bestehe eine Mißachtung für die hart ringende und arbeitende Frau — ganz und gar nicht! man beachtet sie nur nicht. Arbeiten ist uns hier etwas so Selbstverständliches und im Gegensatz zu Deutschland, längst Bestehendes, daß es niemandem einfällt, einer Heldin der Arbeit eine sichtbare oder unsichtbare Medaille umzuhängen. Es wird hier tatsächlich weit mehr gearbeitet als in Deutschland, namentlich im Mittelstande! Wir hier fassen kaum das ungeheure Aufheben, das man in deutschen Frauenzeitungen von der Frau macht, die arbeitet! Wenn man also auch hier die Arbeitende nicht, wie unsere deutschen Schwestern meinen, besonders „ehrt“ — die Arbeit schändet auch nicht; und namentlich die Hausfrau des Mittelstandes arbeitet hier ungleich mehr wie in Deutschland.

Eines möchte ich indessen noch hier einschalten: daß die Frau als solche (auch die arbeitende) keinen Insulten ausgesetzt ist. Sie kann unbehelligt zu allen Tages- und Nachtzeiten überall und in allen Situationen ihren Wegen nachgehen, sie steht unter dem Schutze jedes Einzelnen, hoch oder niedrig! Freiwild für die Ungezogenheiten eines niederen

oder höheren Pöbels ist sie nicht! In dieser Beziehung kann Europa von uns lernen!

Also, es gilt, jenen Wahn ins Meer zu werfen, ehe man hier landet; er ist allzuvielen ein Hindernis am Erfolge, eine Veranlassung zu innerem und auch äußerem Elend. Ich habe Korrespondentinnen gehabt, die es nirgends aushalten konnten, die eine Stellung um die andere aufgaben, wegen der „geringschätzigen Behandlung“, wegen „Einschätzens in die Klasse niederer Dienstboten“, wegen „Mangels an Einsicht bei ihrer Herrin, daß sie eine gebildete Dame vor sich habe . . .“ usw. Immer und immer wieder machte man sich selber brotlos in dem Wahne, hier einer Einzelerrscheinung gegenüber zu stehen und es das nächste Mal besser zu treffen; denn Bildung und Arbeit muß doch Achtung abnötigen! hier in Amerika! So wurde man doch draußen belehrt! — Wie schon erwähnt, die Achtung wird denen zuteil, die entweder sich selbst gehörig zur Geltung zu bringen wissen — und das versteht eigentlich nur eine Amerikanerin in rechter Weise — oder: sie wird denen gezollt, die wie in meinem Falle, nach langen Jahren des Strebens durch den Erfolg, durch die Stellung, die sie einnehmen, ob sie wollen oder (wie ich selbst) nicht wollen, in den Vordergrund geschoben werden. Die Achtung vor der Arbeit selbst oder vor der Arbeitenden als solcher ist es nicht, trotzdem die Theorie noch immer liebkoft wird.

### Gründlichkeit versus Oberflächlichkeit.

Sodann kommen viele hierher in dem Wahne, daß die Gründlichkeit der deutschen Bildung im Wettbewerb mit einer gewissen Oberflächlichkeit, Unfertigkeit — mit dem, was ich auf

geistigem Gebiete das Parvenütum nennen möchte — ohne allen Zweifel siegen müsse . . . Es wäre Zeit und Raum verschwendet, wollte ich hier tiefergehende Vergleiche anstellen, denn selbst da, wo in Einzelfällen eine derartige Voraussetzung zuträfe, bleibt doch immer die Tatsache bestehen und sie bleibt entscheidend, daß die hiererlangte Ausbildung der höheren Berufsklassen eben das ist, was für hiesige Verhältnisse als wünschenswert und zweckmäßig erachtet wird; denn — darüber täusche man sich nicht! — es wird hier nicht beschritten und geknausert und auf halbem Wege stehen geblieben — die Mittel sind vorhanden und werden bewilligt, um genau das zu erreichen, was man für nötig erachtet! Kommt dann jemand, der noch mehr bietet, so imponiert das keiner Seele, und Marktwert hat es ganz gewiß nicht. Man achtet in der Welt des Angebotes und der Nachfrage nur das, was man gebraucht; und darin liegt denn auch einzig das Geheimnis der hervorragenden Stellung unserer hiesigen Dienstboten (nicht etwa in der „Achtung vor der Arbeitenden“, wie man sich gelegentlich draußen vorschwärmt). Ein derbes galizisches Bauernmädchen gilt dem amerikanischen Haushalte mehr als die hochgebildete Gouvernante, falls jenes schwer zu ersetzen ist und das Angebot der letzteren den Bedarf übersteigt. — Das alles lautet recht brutal, aber der Wert dieses Werkchens soll in der Darlegung wahrer Tatsachen liegen und schonende Sophistik würde den beabsichtigten Zweck verfehlen. Praktisch verwertbare, den hiesigen Verhältnissen angepasste Kenntnisse und Fertigkeiten überragen an lukrativem Wert ein gründliches, tiefes Wissen, eine abstrakte Gelehrsamkeit.

Dittmar, Die Einwanderung usw.

3

### Die Berufung auf die Vergangenheit.

Ein weiterer Irrtum wird begangen, wenn Hierherkommende (und sie tun das mit Vorliebe) auf ihre Vergangenheit — sei es nun Berufsleben, sei es Geburt, Herkunft, soziale Stellung usw. — sich berufen. Sie mögen das tun im privaten Verkehr mit sozial Gleichstehenden, im Berufsleben aber nicht daran rühren! Ich persönlich möchte diejenigen, die mir von ihrer guten Abstammung, ihrer Zugehörigkeit zu besten Kreisen im alten Vaterlande schreiben, allemal wie in einen Mantel einhüllen, um sie vor den rauhen Lüften zu bewahren, die ihrer warten und gerade diese Seite ihres Ichs mit schmerzender Schärfe treffen. Nicht nur nicht fördernd — geradezu und ganz direkt hinderlich ist jede diesbezügliche Andeutung. Der Amerikaner hat kein Verständnis dafür und fühlt sich irritiert durch Hinweise dieser Art; und der ungebildete, niederem Stande entsprossene Deutsche empfindet es als Wonne — gleichsam als Rache für Standesunterschiede, unter denen er vielleicht früher litt — solche Ärmsten zu beleidigen und zu demütigen. Ich erinnere hier nur an den erbärmlichen Hohn, mit dem gemeine Menschen den Kellnerberuf stets in Verbindung mit dem Adel oder Offiziersstande nennen — direkt zuschlagen möchte man da, und mir geht dergleichen stets mitten durchs Herz! Das alles ist unendlich traurig und beschämend! es ist aber nun einmal Tatsache, und wenn auch Frauen weniger darunter zu leiden haben als Männer, es kommt doch auch hier vor. Ungeblüch soll — außer Washington — Philadelphia diejenige Stadt sein, wo der guten Herkunft ein gewisser Wert zu-

gestanden werde — indessen wird das, wie manches andere inzwischen auch zur Tradition geworden sein; das mag der Fall gewesen sein in den Kolonialzeiten, heute glaube ich nicht daran. Namentlich der Verdienstjuchende (und mit dem allein haben wir es hier zu tun) ist dem Amerikaner eben dies, und sonst nichts.

Der englische Sprachgebrauch hat ein Wort, das diesen Punkt besser illustriert, als Beschreibungen es könnten, ob schon es nur im industriellen Verkehr und Arbeitsmarkte angewendet wird. Man sucht und beschäftigt hier nicht etwa „Personen“, sondern „Hände“: „hands wanted“ lauten die Anzeigen. Diese Hände werden gedungen; was sie arbeiten, wird bezahlt — was außerdem noch mit ihnen zusammenhängt, das zählt absolut nicht. Und — zwar nicht das Wort, wohl aber der Geist, waltet bis in die höheren Berufsschichten hinauf: man berücksichtigt und erkennt an, was geleistet wird von Kopf oder Hand — je nach Bedarf und Übereinkunft; wie dort die Hand, so wird hier Wissen und Können gemietet und bezahlt; die Person selbst zählt nicht. Wie und inwiefern aber nun gar die Vergangenheit mitzählen sollte, das begreift man hier nicht.

Damit ist aber nicht gesagt, daß ein taktvoller Mensch die Würdigung des Amerikaners nicht persönlich sich erwerben und ihm nicht durch ein Wesen, das ihn über Gewöhnliches erhebt, gefallen und imponieren könnte! Man ist sogar recht empfänglich für gentiles Wesen; gute Manieren werden fast kategorisch verlangt. Nur vergeht in den meisten Fällen eine lange Zeit, bis die gebildeten Einwanderer sich soweit angepaßt und emporgearbeitet haben, daß der bessere Amerikaner überhaupt Gelegenheit bekommt, auf sie auf-

merklich zu werden. Im ersten Stadium ihres Hierseins erscheinen sie ihm unverständlich, und infolgedessen unsympathisch. Der Amerikaner selbst, so überaus anpassungsfähig, so souverän in seinem Auftreten, so selbstherrlich in der Beurteilung alles Amerikanischen, sieht vorerst nur störende Einzelheiten an dem Fremdling, und stören läßt er sich nicht gern. Jedenfalls findet er sich nicht bemüht, einen Menschen, dessen Wesen ihn vorerst noch irritiert, auf seinen höheren Wert zu prüfen. Sind Jahre vergangen, hat der gebildete Deutsche verständnisvoll seine Stellung hier erfaßt, Land und Leute begreifen gelernt, haben sich allerlei Züge ausgeglichen, dann wird er das, was der Amerikaner achtet; und dann erlaubt dieser ihm auch, daß er seine Stammesangehörigkeit sichtbar wahr, und betrachtet es als ganz selbstverständlich, daß er sein Vaterland hochhält, denn er sagt sich: er selbst würde das zeitlebens im Auslande tun.

Diese naturgemäße Entwicklung warten manche nicht ab, sie forcieren sie, oder stemmen sich ihr gänzlich entgegen: beides ist vom Übel. Es gibt nichts Abstoßenderes, als eine neugelandete Person, die treibhausartig sich zur Amerikanerin entwickeln möchte. Sie ist eine Karikatur, die um so lächerlicher wirkt, als sie sich nicht bewußt ist, daß man ihr auf ganze Sehweite hin die Unrechtheit, das Erzwungene ansieht. Es ist ein «je ne sais quoi», das — nicht etwa zum Nachteile irgend einer Seite — beide Nationalitäten voneinander unterscheidet; man muß das ruhig bestehen lassen, nichts erzwingen wollen. Den Amerikaner täuscht man nicht, und man verliert auch seine Achtung nicht, wenn man es der Zeit überläßt, die Unterschiede

auszugleichen. Das gebildete Amerikanertum hegt — zu seiner Ehre sei es gesagt — eine tiefe Verachtung für vaterlandslose Schwächlinge. Wo man hoherhobenen Hauptes sich zu seinem Deutschtum bekennt, da wird es anerkannt, falls man sich nur sonst Achtung zu erwerben wußte. Mir widerfuhr kürzlich in einem total amerikanischen Kreise das Folgende: Es wurde gefragt, wie lange ich im Lande sei? „Dreißig Jahre!“ lautete die Antwort. „D, dann sind Sie wohl nun ganz Amerikanerin?“ „Im Gegenteil! Ich bin durch und durch eine Deutsche und werde es ewig bleiben! Welchen Grund sollte ich wohl haben, meinem Vaterlande untreu zu werden? Es hat mich nie enttäuscht! Ich bin stolz darauf, eine Deutsche zu sein, und habe Ursache dazu!“ Einen Moment schien man durch die jedenfalls unerwartete Erklärung verblüfft, dann hieß es von allen Seiten: „Sie haben recht, ich würde ebenso empfinden!“

Wir schreiben oft nach drei- bis vierwöchigem Aufenthalt in diesem Lande deutsche Frauen — und nicht nur spicken sie den Brief mit ganz unrichtig aufgefaßten, immer aber unorthographischen englischen Bezeichnungen, sie haben auch schon Zeit gefunden, ihren Namen zu anglisieren; unterzeichnen sich mit einer fehlerhaften Übersetzung, von deren Existenz sie vor einem Monat noch keine Ahnung hatten. Man stelle sich meine Freude — namentlich aber meine Ehrfurcht — vor, wenn ich lesen muß: „Mis Märri K . . .“ (Mrs. Mary K.) anstatt Frau Marie K., wie wir Alteingesessenen ohne Ausnahme schreiben. Ich verfehle niemals, dergleichen Charakterlosigkeiten öffentlich aufs schärfste zu geißeln: Sprich deutsch, wo du verstanden

wirft! Lerne ein gutes Englisch, um es gebrauchen zu können, wo du seiner bedarfst! — Nur kein beschleunigtes Abwerfen seines Deutschtums, kein gewaltames Amerikanischwerden! Langsam und allmählich, uns selbst unbewußt, vollzieht sich ein gewisser Einlebensprozeß, eine Verschmelzung verschiedener charakteristischer Züge, die einer im anderen aufgehen und bei gebildeten Menschen ein sehr gutes Gesamtbild ergeben. Und dieser Prozeß ist der richtige, gesunde Resultate zeitigende, weil hier das Auftreten nach außen hin erst das Resultat des inneren Einlebens ist, also harmonisch wirkt.

Die Umgebung, in der neugelandete Deutsche leben, prägt ihnen sehr oft einen später nicht mehr zu verwischenden Stempel auf. Und darin machen unsere gebildeten Landsleute (wenigstens hier in New York) einen Kapitalfehler. Ich muß oft staunen, wenn ich die Briefe solcher Leute, den Bildungsgrad, der sich in ihnen äußert, mit den Adressen vergleiche! Dort setzen sie sich fest, in Gegenden, wo Landsleute — allerdings! aber doch nur solche Klassen wohnen, bei denen sie von gutem amerikanischem Wesen und Geiste nie etwas kennen lernen und so total irrige Anschauungen über hiesige Verhältnisse in sich aufnehmen, daß sie nie mehr gänzlich davon frei werden. Sie legen alles Gute und Wertvolle einer sorgfältigen deutschen Erziehung ab, in der dort aufgeschnappten — oh so irrigen! Überzeugung: „So ist's nun einmal in Amerika! Hier werden nicht viele Geschichten gemacht! das Vornehmetue von draußen, das zieht hier nicht . . .“ Ach, es ist gar nicht abzusehen, welcher Schaden da angerichtet wird! man sei überzeugt: wenn ein Deutscher hier sein gebildetes Auftreten

verliert, so sind (außer natürlich ihm selbst) nicht die Amerikaner, sondern ungebildete Deutsche daran schuld.

Außerdem hat das Festsetzen in ungeeigneten Gegenden noch einen unmittelbaren Nachteil: Stellensuchende der besseren Klasse sucht man dort nicht, bringt ihrer Echtheit und Vollwertigkeit von vornherein ein Vorurteil entgegen: was kann denn von dorthier Gutes kommen! Jedenfalls aber reflektiert man auf diese Kraft nicht, solange noch irgendwo andere zur Verfügung stehen! und das ist jederzeit der Fall! Damen mögen nicht eine bessere Angestellte, durch die eine Verbindung zwischen ihrem Hause und unmöglichen Gegenden oder unmöglichen Freunden aufrecht erhalten wird. Sie mögen nicht vorsprechen in ungeeigneten Gegenden, und noch weniger womöglich ihre Kinder dahin zum Unterricht schicken. Selbst eine einfache Schneiderin muß das beherzigen, von einer Dame höherer Berufsarten gar nicht zu reden.

Dem neueingewanderten Deutschen kann man nicht dringend genug ans Herz legen — und leider ist es bei ihm so nötig: mit eiserner Zähigkeit festzuhalten an dem, was er Gutes mitbringt, und dorthin sein Auge und seine Schritte zu lenken, wo er Gutes dazu lernen kann; dieses Gute findet man hier in Amerika so gut wie irgendwo anders: unter den Eingeborenen gebildeter Kreise. Die Manieren des wilden Westens sind hier längst abgelegt. Es ist erstaunlich, was sich auf diesem Gebiete geändert hat, selbst seit meiner Landung hier! Noch immer mag manches anfänglich fremd anmuten, doch es ist nunmehr nur noch die Verschiedenheit eines Landes von den anderen, nicht mehr der Kontrast zwischen Kultur und Unkultur. Wir

müssen hier wie überall lernen, diese Züge zu verstehen und uns ihnen anzupassen. Dann wird man sich nicht dauernd unglücklich fühlen und nicht ungerecht urteilen — letzteres tun allzuviele aus der Unkenntnis der Verhältnisse heraus, und es empört eine gerechte Natur. Jedenfalls also daran festhalten: Du wirst hier nur das sein, was du leistest; nur soviel Achtung wird dir gezollt werden, als du persönlich dir erwirbst — ohne dich auf die Vergangenheit oder irgend etwas Außerpersönliches zu stützen — „to stand on your own merits“ sagt der Amerikaner.

### Das Einleben in hiesige Verhältnisse.

Im großen und ganzen gilt die Regel, von der es nur wenige Ausnahmen gibt: Je gebildeter eine Dame ist, je höheren Kreisen sie entstammt, desto schwerer lebt sie sich hier ein; und jenseits eines gewissen Alters sollte gar kein Versuch gemacht werden. Wir sind mehrere Beispiele bekannt, wo Damen der besten Kreise hierhergekommen waren, nicht etwa als Erwerbsbegeisterte, sondern als Besuch — eventuell zu dauerndem Aufenthalt. Die Verwandten, bei denen sie sich hier aufhielten, gehören den besten Kreisen an, führen ein echt deutsches Familienleben, deutsch ist ihre Umgangssprache, deutsch der überaus anregende Verkehr, und trotz besten Willens der Damen selbst waren sie absolut nicht imstande, sich in die hiesigen sozialen Verhältnisse zu finden! Dinge, die uns hier längst als natürlich und — wohl oder übel — als annehmbar erscheinen, waren ihnen einfach unerträglich, und sie glaubten es zu fühlen, daß diese Abneigung sich niemals mildern werde. Sie sind wieder nach der Heimat zurückgekehrt.

Völlig unbegreiflich erschien es ihnen, daß ihre Verwandten und deren Umgangskreise sich je dahinein gefunden hatten! Das Auftreten und der Ton der Dienstboten; das Wesen und die Erziehung der amerikanischen Kinder; die gelegentlich auch in sogenannten guten Kreisen zu entdeckende Unbildung; die verschiedenartige Herkunft von Leuten, mit denen gesellschaftlich zusammenzutreffen man nicht immer vermeiden kann; die demokratischen Verhältnisse bei Benützung der Verkehrsmittel, wo es einem täglich widerfahren kann, daß man eine halbe Stunde lang zwischen einem Neger und einem mit Maschinenöl und Ruß, mit Kalk oder Erde bedeckten Italiener tatsächlich eingeklemmt sitzt — eine Situation, in der man: „Nachbarin, Gueer Fläschchen!“ rufen möchte! aber was hilft alles das? Man muß es aushalten, und zwar mit möglichster Grazie, wenn man nicht unliebfames Aussehen erregen will — und das ist etwas, das niemand verzeihen würde! — Und die in Deutschland so geläufige Benützung von Droschken verbietet sich bei den wahrhaft entsetzlichen Preisen und den großen Entfernungen ganz von selbst. An ihre Heranziehung im täglichen Lauf der Dinge würde niemals jemand denken.

Könnten aber derartig situierte Damen, die doch auch die hiesigen Verwandten sozusagen als erleichternden Übergang, als Vertreter des Amerikanischen, ins Deutsche übertragen, um sich hatten, und in geradezu glänzenden Verhältnissen lebten, denen also die denkbar günstigsten Umstände geboten waren, sich hier nicht heimisch machen — wie sollte es eine Dame, die hier fremd, als Erwerbssuchende mitten ins schonungslose Leben hineingeschleudert wird, und sich anhaltend Situationen gegenüber sieht, die

ihr Enttäuschungen über Enttäuschungen bringen. Hierher passen nur Menschen mit ganz elastischem Geiste, philosophische Gemüther, die es verstehen, sich allen Verhältnissen anzupassen und das Leben ganz so zu nehmen wie es ist, und nicht wie es nach Meinung Fremder allenfalls sein sollte!

### Das amerikanische Geld.

Ein anderer Punkt: Die vermeintliche Leichtigkeit, hier zu einem, wenn auch bescheidenen Vermögen zu kommen! Es ist eine ganz irrige Beurteilung des Amerikaners, wenn man annimmt, es komme ihm auf Geld gar nicht an, Sparsamkeit existiere hier nicht, und man werfe nur so mit Dollars um sich! Ich habe bereits erwähnt, daß ich seit meiner ersten Landung hier mein Vaterland nicht mehr wiedergesehen habe — in den ersten 15 Jahren fehlten mir die Mittel, seitdem die Zeit; aber gehört habe ich genug von der Geldgier, mit der man — leider! — in ganz Europa sich auf die Amerikaner stürzt! Es ist dies die einstimmige Klage der (auch aus Deutschland) Zurückkehrenden! Ich versichere, mir steigt oftmals die Schamröthe ins Gesicht, wenn ich so darüber reden höre! und es ist fürchterlich, sich für seine Heimatgenossen schämen zu müssen und sich nicht in der Lage zu sehen, ein Wort der Verteidigung zu sprechen, weil die Wahrheit der Anklage sich an allen Ecken und Enden bestätigt! selbst zu dem Grade hin, daß ich Briefe aus Deutschland bekomme, die die Bitte enthalten, ich möge mich an einen unserer Millionäre wenden um eine Summe Geldes — zur Überfahrt oder zu sonstigen Zwecken! während unsere reichen Leute für uns hier gar nicht existieren! Dieser entsetzliche Zug bildet die Triebkraft, die

viele hierher treibt, die im Vaterlande recht gut eine anständige Existenz fristen könnten — eine weit angenehmere, als sie ihnen tatsächlich hier beschieden ist; aber man möchte doch auch seinen Anteil an überflüssigem amerikanischen Golde einheimen! . . . Man beherzige: Selbst im Haushalte des Millionärs, der mit fürstlichen Summen geführt wird, sind die Gehälter der höheren Angestellten nicht um einen Dollar über der ortsüblichen Lage. Auch in solchen Häusern lebt man nach einem festen Budget, wie wir es im kleinen tun; und die bezahlten Leiter des Hauses haben sicherlich nicht das Recht, über die Zahlungswilligkeit der Herrschaft eigenmächtig ihre Schlüsse zu ziehen, wenn sie Leute engagieren. Zudem entspricht den ungeheuren Mitteln auch der ungeheure Aufwand, der sich verhältnismäßig dort ebenso ausgedehnt hat, wie im Bürgerstande. Es ist auch gar keine Notwendigkeit vorhanden, höhere Gehälter zu bezahlen, als der Bürgerstand es tut, denn man kann zu jeder Stunde ein Duzend Kräfte beliebigen Genres erhalten. Daß diese Häuser tatsächlich viel leichter Angestellte bekommen als der Bürgerstand, selbst wo weniger geboten und mehr verlangt wird, das hängt ebenfalls mit dem erwähnten verächtlichen Zuge zusammen: mit der Anbetung des goldenen Kalbes! Man ist lieber im Millionärshaushalt eine bloße Nummer, als im anständigen Bürgerhause ein geachteter Mensch! Fast jede Neueingewanderte gebildeter Klasse, die mir schreibt oder sich irgendwo um eine Stellung bewirbt, verfehlt nicht, die Bedingung zu stellen: aber nur bei sehr reichen, feinen Leuten! — Da zuckt man die Achseln und legt den Brief still beiseite. Da ist nichts zu machen. Das ist jemand, der durch eine

traurige Schule hindurch muß, um zuletzt froh zu sein, als Hausmädchen irgendwo unter Dach zu kriechen, um nicht zu verhungern. Dieses Betonen der „reichen“ Leute wirkt auf uns hier direkt abstoßend und entzieht der Bewerberin sofort jegliche Sympathie! Daß nicht arme Leute sich eine gebildete Angestellte irgendwelchen Genres halten, ist schließlich selbstverständlich — warum aber Herrschaften, die überhaupt Gehalt zu zahlen willens sind, nicht gut genug sein sollen, weshalb der Mensch erst beim Millionär anfangen soll, ist gerade bei Gebildeten deutscher Nation schwer zu verstehen. So kriecht man hier nicht vor dem Reichtum! Erwerbsbedürftige sind hier absolut nicht in der Lage, ihre Wünsche bezüglich der Verhältnisse ihrer Arbeitgeber dominieren zu lassen, oder diese sich auszusuchen. Versuchen sie es, so sind sie gerichtet.

Viele mögen es tun in der Meinung, daß ihre Stellung eine angenehmere sei, wo viele Dienstleute gehalten werden. Sie sagen sich nicht, daß die Dienerschaft nicht um ihretwillen so zahlreich ist, sondern daß sie lediglich ein Teil derselben sind. Gerade der gebildeten Angestellten kann eine zahlreiche Dienerschaft keinerlei Vorteil oder Erleichterung bringen. Ich erwähnte bereits einer Dame, die hier in New York eine Agentur für Lehrerinnen, Erzieherinnen usw. leitet. Sie erzählte mir, daß sehr angenehme Stellungen von deutschen Bewerberinnen ausgeschlagen wurden, weil diese sich selbst das eigene Zimmer besorgen sollten: Abstäuben, Bettmachen usw. Und doch wird das verlangt, selbst da, wo sechs bis acht oder mehr Angestellte im Hause sind! Diese sind eben nicht für die Gouvernante da! Ein jedes hat seinen Rayon, und die Herrschaften

könnten keine Dienerschaft halten, wenn sie einem Mädchen zumuten wollten, das Zimmer für „eine andere Angestellte“ rein zu machen oder diese in kleinsten Dingen zu bedienen. Und ist das nicht derselbe Zug, den die Gebildete selbst entwickelt, wenn sie Herrschaften des Mittelstandes ihrer Dienste nicht für würdig hält? „Sie ist eine Angestellte so gut wie ich, ich diene nicht bei ihr, eher gehe ich sofort!“ Das ist das Argument des Dienstmädchens, das sich seiner aus der annähernden Unerseßlichkeit sich ergebenden Souveränität wohl bewußt ist. Und diesem Argument fügt sich die Verwalterin des Millionen-Haushaltes, wie die Dame mit zwei bis drei Dienstboten — und eine Stellungsuchende glaubt sich dagegen stemmen zu können?

Hier will ich gleich einschalten, daß im Mittelstande hier auch nicht annähernd so viel Leute gehalten werden als in Deutschland. Zehntausende von Familien in ganz behaglichen Verhältnissen, erstklassige Stagenwohnungen, ja selbst ganze Villen bewohnend, sind ohne irgendwelche häusliche Hilfe; Leute, die in Deutschland nicht daran denken würden, ihre Arbeit selbst zu tun. Und gerade die Amerikanerinnen sind es, die nur in sehr guten Verhältnissen sich dazu bequemen, sich mit Dienstboten zu „belästigen“. Sie finden sie zu anspruchsvoll und zu teuer, und — der amerikanische Ehemann ist anders gewöhnt als der deutsche; er macht weniger oder gar keine persönlichen Ansprüche und ist seiner Frau in vielen Kleinigkeiten eine Hilfe. Daß unter solchen Umständen (wo man also täglich Damen ihre Hausarbeit selbst verrichten sieht) eine Angestellte, sei sie noch so gebildet, selbst im reichen Hause, nicht auf Bedienung seitens der Dienerschaft rechnen kann, daß man

für ihre Weigerung, sich so zu „erniedrigen“, keine Sympathie fühlt, ist wohl einleuchtend. Unsere Damen finden es aber barbarisch, und erst die bittere Not lehrt sie, sich zu fügen.

Ich kehre also zum Ausgangspunkt dieses Kapitels zurück: Ein Vermögen zu erwerben, auch im bescheidensten Maße, ist heutzutage ausgeschlossen. Wir schreiben Anhänger dieses irrigen Glaubens schon nach zwei bis drei Jahren verzweifelt über ihre „Enttäuschungen“ nach dieser Richtung hin; und das mutet selbstverständlich sonderbar an, wenn man Tausende von Familien kennt, die lange Jahre hier ansässig sind, die sich als vom Glück begünstigt betrachten, aber selbst nach einer Reihe von Jahren kein nennenswertes Vermögen aufzuweisen haben. Die ganze Lebenshaltung ist teuer. Kommt ja die letztere für häusliche Angestellte allerdings nicht in Betracht, so werden doch an ihre Erscheinung so hohe Ansprüche gestellt, daß nur eine sehr praktische Person an Ersparnisse überhaupt denken kann, um so mehr, als unsere Eingewanderten häufig nur allzuleicht von der hier herrschenden Tendenz: der äußeren Erscheinung alles zu opfern, sich mitreißen lassen.

### Emanzipiertes Wesen.

Ein Punkt, der einer Eingewanderten schon gleich von Beginn jede Aussicht untergräbt, ist: emanzipiertes Auftreten! Hier hat sich die Entwicklung dessen, was man in Deutschland die „Frauenfrage“ nennt, so ohne Ruck, so unmerklich vollzogen, daß wir eine wirkliche „Emanzipation“ gar nicht gehabt haben. Und von der Verwirklichung der höchsten Träume der Radikalen (von der allgemeinen

Stimmberichtigung) sind wir noch gar weit entfernt! Wir sind aber gelegentlich beglückt worden durch die Einwanderung von Damen, die da glaubten, hier im freien Amerika sei just der richtige Platz für sie — sie waren und sind in allen Fällen prädestiniert zum Fiasko vom ersten Augenblick ihrer Landung an. Eines Pracht-exemplars dieser Gattung erinnere ich mich: Mit tragikomischem Aplomb trat sie auf, affektierte langausholenden Männerschritt, trug gesucht schmucklose, fast schnittlose Kleidung (nicht etwa Reformschnitt), nebst langem Stockschirm, den sie bei jedem Schritt aufs Trottoir aufstieß, und sprach in lauter, predigender Männerstimme, mit der sie öffentlich über alles „verrückt Amerikanische“ räsionierte, so daß sie mehrmals recht unliebsame Renkontres hatte. Sie war hochgebildet, „wollte eben mal sehen, ob sie nicht hier durch Gründung einer Schule echt deutsche Bildung unter die Menschen bringen könnte! dies Volk ist ja so roh . . .“ Sie war leidenschaftliche Stimmrechtlerin, Männerfeindin, Sozialistin, Atheistin — alles in lärmender Weise . . . Für ihr Begräbniß veranstaltete ich in Privatreisen eine Sammlung; sie starb im tiefsten Elend! Um sie nicht gänzlich wie eine Paria in die Erde einscharren zu lassen — war sie doch guter Leute Kind! — verstand ich mich dazu, der Beerdigung beizuwohnen und am Grabe ein Vaterunser zu sprechen — trotz ihrer Gottesleugnung! Außer mir waren nur eine Schicksals- und Gesinnungsgenossin, die telegraphisch an mich appelliert hatte, und die Totengräber anwesend.

Ein ähnliches Schicksal erreichte Jahre nachher diese letztere Dame, die zwar nicht ganz so rabiat, aber doch

auch ein hoffnungsloser Fall war. Tiefer, immer tiefer lenkte sie ihre Schritte auf der Bahn des Erwerbs, bis sie von einem Dasein erlöst wurde (oder sich selbst erlöste), das sie Wege geführt hatte, über die man Bände schreiben könnte. Beide waren Töchter guter Familien, hatten die Erziehung und Ausbildung ihrer Kreise genossen, und dennoch — verkommen, verdorben, gestorben!

Die doppelte Lehre, die hieraus zu ziehen ist, möge beherzigt werden: 1. Durch ein irgendwie auffallendes, namentlich aber ein unweibliches Auftreten spricht man sich hier sein eigenes Verdammungsurteil! — und: 2. Es ist eine — immerhin berechtigte — Anschauung der Amerikaner, daß sie keiner Reformen und Kulturmissionare vom Auslande her bedürfen. Wir Deutsche haben ja eine von den Besten des Landes anerkannte Kulturmission hier erfüllt, aber dazu ist ein halbes oder ganzes Jahrhundert nötig gewesen; und es waren treue Bürger ihres Adoptivvaterlandes, die im Laufe von Dezennien dem Volksleben ihr Gepräge gaben! Der soeben in voller Hilflosigkeit diese Gestade betretende und auf Wohlwollen angewiesene Einwanderer ist dazu nicht berufen.

### Wert der Zeugnisse.

Der Fall dieser beiden Damen bringt mich auf einen weiteren Punkt. Sie waren gekommen, ausgerüstet mit den „besten Empfehlungen, mit vorzüglichen Zeugnissen . . .“ Diese ganzen Papiere hatten nur den Wert eines Fidibus! Und auf sie hatten sie ihre Hoffnungen gebaut. Ich möchte daher warnen vor der Überschätzung des Wertes von Zeugnissen irgendwelchen Charakters. Ja, sie

zählen als Mittel zur Information darüber, was die Betreffenden eigentlich können (kochen oder unterrichten), aber der Grad ihrer Vorzüglichkeit wirkt nur wenig bestimmend auf das Engagement selbst ein. Wenn ein solches nicht bereits in Aussicht genommen ist auf Grund persönlicher Empfehlung urteilsfähiger Personen, vielleicht auch nur der Erscheinung, des vertrauenswürdigen Eindrucks, den eine Bewerberin auf die Arbeitgeber macht — ganz allein auf Grund der Zeugnisse jemanden in Erwägung zu ziehen, fällt niemandem ein. Der Amerikaner steht — kraft des schon erwähnten nationalstolzen Zuges — auf dem Standpunkt: Wer sich nicht hier erprobt hat, der ist für ihn unerprobt! Wie man sonstwo die Leistungen einer Person beurteilt, das kümmert ihn nicht: sie soll sich erst hier in Amerika bewähren! Dieser Punkt hat schon mancher gebildeten Erwerbssuchenden bittere, bittere Tränen erpreßt: „Meine brillanten Zeugnisse beachtet man kaum! würdigt sie kaum eines Blickes!“ so klagt man mir immer wieder. — Und dabei macht es keinen Unterschied, ob es die Reisezeugnisse von Bildungsanstalten, oder ehrenvolle Anerkennung geleisteter Dienste, Fürsprachen von Missions- oder sonstigen Verbänden usw. sind . . .

Dieser Zug dehnt sich sogar trotz aller Dienstbotenmijere bis hinunter in die niederen Berufsclassen aus, wenigstens in den besten Häusern. „Stadtreferenzen verlangt“, heißt es dort der gewöhnlichen Küchenhilfe gegenüber.

„Aber wie soll ich es anfangen, amerikanische Zeugnisse zu erlangen, wenn man mir gar keine Gelegenheit dazu gibt?“ lautet die verzweifelte Frage. Sie birgt in der

Dittmar, Die Einwanderung usw.

4

LANDES-  
BIBLIOTHEK  
OLDENBURG



Tat ein schwer zu lösendes, nur allzu oft überhaupt unlösbares Problem in sich; und ich habe diesen traurigen Punkt schon zum Gegenstand von Leitartikeln gemacht, unser wohlhabendes Deutschtum beschwörend, wenigstens für sich auf hiesige Zeugnisse zu verzichten und so den Ratlosen Gelegenheit zu geben, sie sich zu erwerben. Dazu wären auch manche willens, aber die unleidliche Amerikomanie vieler Einwandernden bestimmt diese oft, ihrem eigenen Vorteile im Wege zu sein — sie ziehen Amerikaner vor, so lange, bis sie hilflos dastehen.

Das einzig richtige Verfahren hinsichtlich dieses Punktes ist: nicht wählerisch zu sein und das erste sich Bietende anzunehmen; in dieser Stellung sich mit aller Kraft, aller Selbstverleugnung einzuleben; sich fähig zu zeigen, mit den hiesigen Verhältnissen fertig zu werden. Dann arbeitet man sich schon langsam zu der Höhe hinauf, auf die man gehört — die einen kostet es Jahre, die anderen Jahrzehnte, die dritten bleiben unterwegs hängen und nehmen vorlieb: das Schicksal hat sie gewogen und zu leicht befunden! Streben kann jeder, und dem Richtigen gelingt es einmal; das Sichbescheiden ist Schwäche. Wer aber auf der Höhe anfangen will, der landet sicherlich zuletzt in der Tiefe.

Ein entsetzlicher Zug vieler gebildeter Deutschen ist es, daß sie, vom Schicksal in einfache Lebensverhältnisse gedrängt, sich die innere Bornehmheit ihres eigentlichen Standes nicht zu wahren wissen, sie verfallen der Gewöhnlichkeit. Sie verlieren Stolz und Ehrgeiz und fügen sich nur allzu leicht dem bereits erwähnten unwahren Prinzip: „So ist's nun einmal hier!“ Damit ist ihnen der Weg zur Höhe für immer abgeschnitten. Und gewöhnlich sind es die, welche

die größten Pläne mit spielender Leichtigkeit verwirklichen zu können glaubten, und namentlich sich aufs Imponieren und Renommieren gelegt hatten.

### Die Klagen über amerikanische Gemütskälte.

Sehr schwer gewöhnen sich unsere Damen auch an die — wie sie es nennen — „gefühllose“, kalte, nüchterne Art der Amerikaner, an den Mangel persönlicher Teilnahme, an die erschreckende Gemütsarmut des amerikanischen Kindes; an das Fehlen aller äußeren Anzeichen von Gemütlichkeit im Hause. Dieser Punkt ist es auch, der bei sonst gleichen Chancen unsere deutschen Stellen-Inhaberinnen der gebildeten Branchen in Nachteil setzt gegenüber den Engländerinnen und Französinen. Den ersteren ist dieser Zug fremd, und sie finden (wie schon erwähnt) die sozialen Einrichtungen und Verhältnisse ihres Heimatlandes hier wieder, während die letzteren sich leichter als die Deutschen darüber hinwegsetzen; ihre Gemütsart ist nicht von der wehmütig grübelnden Sorte. Zu mir kommen unsere deutschen Enttäuschten, mir schütten sie ihr Herz aus, hier suchen und finden sie Verständnis und Trost — aber auch den Rat: sich anzupassen! in ihrem eigenen Interesse! Ein Rat, der in vielen Fällen schon Gutes bewirkt hat, in anderen als angeblich „unausführbar“ unwirksam geblieben ist.

Und sofort ist die Kritiksucht und die Ungerechtigkeit wieder da! nur zum eigenen inneren und äußeren Schaden! Man kann sich doch unmöglich einbilden, dies Rügen und Tadeln werde auch nur den Punkt über dem i verrücken? nationale Züge verwischen? Mag man mit

solchen Leuten noch so sehr sympathisieren, mag man es an der Hand eigener Erfahrungen und Erinnerungen verstehen, warum ihnen das Anpassen so schwer ist, das alles schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß sie — so oder so — damit fertig werden müssen! Oder sie gehen unter! Und niemand ahnt, wie viele dem letzteren Schicksale verfallen sind! durch eine Verkettung von Umständen, der sich die eigene Schuld: die Unfähigkeit des philosophischen Hinnehmens, zugesellt.

### Altersversorgung.

Und endlich möchte ich den Damen noch ans Herz legen, daß wir hier Altersfürsorge in irgendwelcher Form (mit Ausnahme der regulären Altenheime der öffentlichen oder privaten Wohltätigkeit, also der Armenfürsorge) nicht kennen. Ein Einkauf in ein Damenstift oder ähnliches gibt es nicht. Das Alter der Damen ist ein trostloses, denn wie schon erwähnt: ein Vermögen, und sei es noch so klein, für die bescheidensten Ansprüche berechnet, läßt sich nicht sammeln. Die Ersparnisse erreichen im günstigsten Falle die Höhe eines Notgroschens für Tage der temporären Verdienstlosigkeit, für Krankheitsfälle, nimmermehr aber die Höhe eines Kapitals, das der Besitzerin gestattet, der Zeit endgültiger Erwerbsunfähigkeit beruhigt ins Auge zu sehen.

Dazu kommt noch, daß namentlich den Einwandernden reiferen Alters nach endlicher Überwindung jahrelanger Einlebens-Schwierigkeiten (also günstigsten Fall vorausgesetzt) fast gar keine Zeit mehr bleibt, für ihr Alter zu sorgen; denn in allen Berufen ist der „wegen Alters erwerbsunfähige“ Zeitpunkt hier so sehr rasch erreicht. Es

ist ja traurig und sehr oft recht verkehrt, aber es scheint unabänderlich zu sein: der Mensch wird hier nur allzusehr als jenseits der „Altersgrenze für die Erwerbenden“ stehend beiseite geschoben. „Ich suche eine jüngere Person“! das ist der Keulenschlag, der nur allzusehr die Ärmsten trifft, die doch auch leben müssen, die des Verdienstes um der wenigen Jahre willen, die noch vor ihnen liegen, um so dringender bedürfen. Aber das geht niemanden etwas an; man huldigt der Idee: Nur die Jugend kann die neue Zeit voll verstehen und ihren Ansprüchen wirklich gerecht werden! Auch über dieses Thema habe ich schon des öfteren geschrieben und gepredigt, alle möglichen Argumente ins Feld geführt; wer aber vermöchte der Tendenz einer ganzen Zeitepoche sich entgegenzustemmen? es ist dies so recht ein charakteristischer Zug unserer rücksichtslosen Gegenwart.

---



## Zweiter Teil.

---

### Die Erwerbsmöglichkeiten für Einwanderer der gebildeten Klasse.

In nachstehendem möchte ich mir nun erlauben, die verschiedenen Berufsarten gebildeter Stände Revue passieren zu lassen, um den Damen einige nützliche Winke zu erteilen und vielleicht manche vor Enttäuschungen zu schützen. Gleichwie ich bei der Einleitung bemerkte, daß ich hier nicht ein volkswirtschaftliches Werk verfassen will, so möchte ich hier erklären, daß nicht über Wert oder Unwert der einzelnen Berufe hier geurteilt werden soll. Wer so im brausenden Leben steht wie ich, wem solche Einblicke in Menschenchicksale und in Menschenherzen gewährt werden, der ist wahrlich gefeit gegen jede Parteilichkeit, jede Engherzigkeit, und hat gelernt, objektiv zu urteilen. Und wenn man einen Beruf wie den meinen so ernst auffaßt, wie ich es tue — lediglich als ein anvertrautes Amt, das zum Besten der Mitmenschen zu verwalten ist, dem ist es längst zur zweiten Natur geworden, alle Verhältnisse, entkleidet jeder Nebensächlichkeit, nur von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Ohne Scheu und Furcht, nur mein Ziel im Auge, bin ich gewohnt, zu tun was recht ist,

und zu sagen, was ich für nötig halte. Hier weiß man das — meinen Schwestern in Deutschland muß ich es erst sagen.

Ich schicke dies voraus, weil es mir nicht verborgen geblieben ist, daß in Deutschland im allgemeinen, bei meinen Schwestern von der Frauenbewegung im besonderen, die Kritik, die Kampfeslust, die Streitbarkeit ziemlich stark ausgebildet ist. Jedes Denken, das nicht haarscharf in den Rahmen ihrer Denkweise paßt, wird schonungslos zerrissen — es gibt keine andere Götter neben den ihren! — Es könnte im Verlaufe meiner Ausführungen vorkommen, daß hinsichtlich der Besprechung eines Berufes mir entgegnet werden könnte, ich sei mit den Verhältnissen, mit der Denkungsart oder Ausbildungsweise der gebildeten Frauen des heutigen Deutschland nicht gründlich genug vertraut; und gerne gestehe ich, daß ich bei meinem arbeitsreichen Berufe nicht Einzelheiten so gründlich verfolgen konnte, als ich wohl wünschen möchte. Ich würde aber auch einen solchen Gegenstand nicht zur Besprechung heranziehen. Ich spreche hier ausschließlich von hiesigen Verhältnissen, und von den Aussichten, die unseren gebildeten Einwandernden sich hier bieten; und diesem Thema bin ich gewachsen. Wenn ich also in nachstehendem einem Berufszweige nach Pflicht und Gewissen den Erfolg absprechen muß, so hat dies mit dem eigentlichen Wert desselben nichts, mit der Tauglichkeit der Einzelnen nur wenig zu tun. Unser Volksleben hier hat eben auch noch recht sehr seine Mängel, und mir ist es in zwölfjährigem, heißem Bemühen bis heute nicht gelungen, für unsere eingewanderten Schwestern auf einzelnen, für sie wertvollen Ge-

bieten einen Erfolg zu erringen. Namentlich gehören hierher: Haushalts-Schulen, Haushalts-Pensionate, Gartenbau-Schulen usw.

Bedingungslos und für alle Fälle absprechend möchte ich überhaupt meine Ausführungen keineswegs aufgefaßt wissen, denn es ist meine feste Überzeugung, daß nicht die gleichen Erfolge oder Mißerfolge jedem Menschen ohne Unterschied beschieden sind. Es gibt Lebenskünstler, die sich so oder so in jede Lage finden, die überall, wo man sie hinstellt, am rechten Platze stehen, und sich nicht nur Verhältnissen jeder Art anzupassen, sondern auch die Verhältnisse sich untertan zu machen verstehen. — Weit überwiegend aber ist die Zahl derer, ganz besonders unter den Gebildeten, die in ihrer Hilflosigkeit, in ihrer Unfähigkeit, den rechten Weg einzuschlagen, um dereinst wenigstens ein gediegenes Wissen und Können verwerten zu dürfen, einfach bemitleidenswert erscheinen. Sie sind nicht nur meistens unzugänglich für einen guten Rat, der ihnen vielleicht nicht gefällt, ganz erfüllt von einer — leider hier als „echt deutsch“ geltenden — Besserwisserei, sie scheinen auch so festgewachsen in ihren Schuhen, daß sie, die in heimatlicher Erde wurzelnd vielleicht herrliche Blüten und Früchte zeitigen würden, hier der Pflanze gleichen, die in ein dem heimischen entgegengesetztes Klima verpflanzt, eben nur vegetiert, wenn nicht ganz abstirbt.

Wir selbst sind diese Mißerfolge oft unbegreiflich; denn unserem hiesigen Sprichwort zufolge: „There is always room on top“ sollten bessere Resultate zu erwarten sein. Ich kann recht wohl beurteilen, daß die Ausbildung, die man zu Berufen mitbringt, eine so gründliche

ist, daß man keineswegs im Konkurrenzkampfe unterliegen sollte; die Tatsache ist aber vorhanden! Es gibt hier soviel Mittelmäßigkeit, die trotzdem siegt, daß es betäubend ist. Aber deshalb weil es anders sein könnte oder sollte, darf man doch nicht ruhig zusehen, wie wertvolle Menschen hier zu Grunde gehen oder im besten Falle, auf alle Errungenschaften einer gründlichen Vorbildung verzichtend, sich Gebieten zuwenden müssen, auf denen man ihnen bloß deshalb keine Konkurrenz macht, weil sie nicht genug Erfolg oder Befriedigung bieten. Es ist doch ein trauriges Los, Jahre gründlicher Vorbereitung verloren zu sehen, um schließlich nur das aufnehmen zu dürfen, was andere weit Minderwertige nicht wollen! Dieses Los blüht hier unzähligen — und das eben ist es, wovor ich unsere deutschen Schwestern schützen möchte. Denn nur ganz starke Geister und sonnige optimistische Naturen vertragen das, ohne dabei zu zerbröckeln, zu verbittern, ihr Leben als unbefriedigend, als verfehlt zu betrachten und dieses Land für ihre eigenen Fehler verantwortlich zu machen. — Wenden wir uns nun einmal der Charakteristik der einzelnen Berufe zu.

### Die akademischen Berufe.

Die Anstellungen in Regierungs-Kanzleien jeden Genres und die akademischen Berufe kommen für unser Thema überhaupt nicht in Betracht, dennoch mögen sie hier aus zwei Gründen Erwähnung finden: 1. um dem Glauben vorzubeugen, als handele es sich um eine unbeabsichtigte Lücke; und 2. weil tatsächlich Anfragen dieser Art aus Deutschland schon an mich gelangt sind. Die Schreiberinnen

glaubten, auf grund ihrer Sprachkenntnisse und beruflicher Erfahrungen im hiesigen Post- oder Zolldienst Verwendung finden zu können — natürlich: angelockt durch die Aussicht auf märchenhafte Entlohnung!

Es versteht sich aber von selbst, daß bei Besetzung von Ämtern seitens irgendwelcher Regierungs-Departements eine Ausländerin gar nicht in Erwägung kommen kann, selbst wenn man von dem ungeheuren Zudrange zu diesen Anstellungen absehen will. Gründe der Politik sowohl als der Menschlichkeit und Billigkeit sprechen da mit. Einerseits wird den Hinterbliebenen verdienter Regierungsbeamter und Armee-Veteranen auf diese Weise die Möglichkeit geboten, den Kindern oder sonstigen Angehörigen den Ernährer zu ersetzen, was hinsichtlich des Umstandes, daß das System der Pensionen nicht ganz auf europäischer Höhe steht, nur gerecht ist. Sodann ist (trotz Zivildienst-Prüfung) doch immer noch politischer Einfluß ein nicht zu übersehender Faktor, wenn auch die Zeiten hinter uns liegen, da dieser allein maßgebend war. Der Unfähigkeit gegenüber würde er heute wirkungslos sein — aber wie wiederholt bemerkt, läßt man es hier an Ausbildung keineswegs fehlen, und unter den Legionen kompetenter Kräfte haben diejenigen, welche sich einer einflußreichen Fürsprache erfreuen, die meisten Chancen. Was nun die Sprachkenntnisse anbetrifft, so möge man versichert sein: Wenn eine Amerikanerin eine brillant dotierte Regierungsanstellung erlangen möchte und vielleicht der Fürsprache bereits sicher ist, so würde der Mangel an Sprachkenntnissen sie nicht abschrecken, sie würde sich vielmehr mit Macht auf das Studium werfen. Im übrigen aber steht uns hier in den

Töchtern deutscher Eltern ein unverfügbares Material deutschgewandter Amerikanerinnen zur Verfügung.

Im Gegensatz hierzu sind ja nun allerdings die akademischen Berufe univiersell, aber ich würde keiner europäisch promovierten Dame raten, das mehr als gewagte Experiment zu machen, sich hier eine Praxis als Ärztin oder Rechtsgelehrte erringen zu wollen. Das Studium der Medizin wird stark genug betrieben, um die verwunderte Frage gerechtfertigt erscheinen zu lassen: Was wird denn eigentlich aus allen den Damen? Denn der weibliche Arzt ist bis auf den heutigen Tag noch eine recht seltene und ungewöhnliche Erscheinung. Da nun aber absolut kein Vorurteil gegen eine diesen Beruf ausübende Dame besteht, so ist der Schluß nahelegend, daß praktische Gründe vorliegen — mit anderen Worten: daß die Ärztin noch nicht ganz die Konkurrenz ihres männlichen Berufsgenossen besiegt hat. Tatsächlich kenne ich heute nicht nur keine einzige Ärztin persönlich, sondern auch keine einzige Frau, die für sich oder ihr Kind jemals eine solche konsultiert hätte — nicht einmal ein Entbindungsfall ist mir bekannt, der von einer Dame geleitet worden wäre, trotzdem die Geburtshilfe in den besseren Kreisen ausschließlich in ärztlichen Händen liegt. Natürlich gibt es weibliche Ärzte, aber aus vorstehend erwähnten Tatsachen sind doch immerhin Schlüsse zu ziehen auf die numerische Stärke der wirklich selbständig auf diesem Gebiete tätigen Damen. Jedenfalls aber steht hiermit die folgende Tatsache in engem Zusammenhang: Daß es eine Unmenge junger Ärzte männlichen Geschlechtes gibt, die nur schwer zu einer lukrativen Existenz gelangen können, so daß in vielen Fällen ihrer zwei, drei zusammen dasselbe Büro

inne haben. — Vor mir aber liegt augenblicklich ein Artikel einer deutschen Frauenzeitung, worin gesagt ist, es solle in New York „eine große Anzahl“ von Ärztinnen geben, deren Einkommen sich bis auf vierzigtausend Mark jährlich belaufe! Dieser Erklärung gegenüber strecke ich die Waffen!

Natürlich ist es mir nicht unbekannt, daß solche und wohl auch noch höhere Einkommen erzielt werden von einer gewissen Klasse Chirurginen, deren Klientel meist sehr zahlungsfähig ist, die aber nicht erwarten dürfen, daß von ihrer Existenz von meiner Seite auch nur Notiz genommen werde; auch die Verfasserin des erwähnten Artikels hat diese „Damen“ wohl kaum im Auge gehabt. So etwas wie ein „Über“-Einkommen gibt es schließlich in vielen anderen Berufen: von der Welt des Amüfements an bis in die Sphäre der Finanz-Transaktionen hinauf. Dergleichen aber als Normalzustand zu bezeichnen, grenzt an verbrecherische Fahrlässigkeit da, wo man als Autorität zu Frauen spricht, die vielleicht auf der Suche nach einer lukrativen Verwertung erworbener Kenntnisse sind, und wo die Möglichkeit nahe liegt, daß auch nur eine einzige derselben sich dadurch fördern lasse! Fahrlässigkeit und die ebenso verdammungswürdige Kritiklosigkeit, die man allem günstig Lautenden, sobald es nur aus Amerika kommt, draußen nur allzuhäufig entgegen bringt — das sind die Faktoren, die solche Berichte zeitigen und eventuell großes Unheil anstiften. Den ungebildeten Klassen verzeiht man dergleichen Ansichten und belächelt sie als Naivität. Daß aber eine Dame, die in unseren fortschrittlichen deutschen Frauenkreisen hohes Ansehen genießt, deren Schriften ich selbst stets großes Vertrauen entgegenbrachte, sich von diesem

Zuge fortreißen läßt, und daß eine solche Abhandlung von einer Redaktion akzeptiert werden konnte, beweist, wie allzu leicht man selbst in gebildeten Kreisen geneigt ist, das geflügelte Wort von den „unbegrenzten Möglichkeiten“ buchstäblich zu nehmen und auf Gebiete zu übertragen, wo die „Möglichkeiten“ in Wirklichkeit sehr begrenzt sind und es täglich mehr werden. Wer als Führende auf der Höhe steht oder stehen will, dem geziemt es, eher allzu vorsichtig als derart optimistisch über die Verhältnisse eines fremden Landes zu sprechen; denn es steht für diejenigen, die da begeistert zuhören, allzuviel auf dem Spiele.

Soweit nun der juristische Beruf in Betracht kommt, so möchte ich von ihm als offenem Frauenerwerb lieber gar nicht reden. Das Rechtsstudium wird betrieben, aber es ist bis jetzt nur in einigen wenigen Fällen über das Stadium des „Fad“ — also eines Liebhaber-Studiums hinaus gediehen. Eine Anzahl sehr reicher Damen haben u. a. sich ihm gewidmet, teils um in der Verwaltung riesiger eigener Vermögen sich selbst rechtlich beraten zu können, teils um mit dem Gatten zusammen in dieser Weise zu wirken; als selbständigen Erwerb üben nur sehr wenige Frauen ihn aus! und was weiter oben von den Erwerbsschwierigkeiten junger männlicher Ärzte gesagt ist, das gilt in vollem Umfange, wenn nicht verstärkt, von den jungen Advokaten. Was nun gar Ausländerinnen anbetrifft, so mag das traurige Schicksal der armen Frau Dr. Emilie Kempin noch auf lange Jahre hinaus den Aspirantinnen als warnendes Beispiel dienen. Sie war tüchtig, ernst strebend, bewandert im amerikanischen Rechte; sie fand freundliches Entgegenkommen hier, volle persönliche Würdigung

— aber der materielle Erfolg blieb vollständig aus; es war eben kein Feld vorhanden. Gebrochenen Mutes kehrte sie nach der Heimat zurück. Wir hatten eine Dame, die vom Rechtsschutz-Verein beschäftigt wurde oder noch wird, und eine oder zwei Russinnen wirkten unter den Eingewanderten osteuropäischer Völkerstämme — Gold wird da sicherlich nicht geschaufelt! eher wird eine Dame mit einem Herzen in der Brust vielfach Gelegenheit haben, ihr nicht allzureichliches Brot mit ihren Klienten zu teilen, denn die Fälle werden sich meistens auf solche beschränken, wo eheverlassene Frauen, ermittelte Familien oder Leute, die um ihren Verdienst betrogen wurden usw., in höchster Not, unkundig der Landessprache, jemanden suchen, bei dem sie in den Heimatslauten die Klagen ihres Elends anbringen können.

### Der journalistische Beruf.

Abgesehen davon, daß der Prozentsatz deutscher Zeitungen hier doch verhältnismäßig klein ist, und daß diese nur sehr wenige Damen anstellen — eben nur für Frauenabteilungen — da es geradezu unzählige männliche Bewerber gibt, die, ausgestattet mit akademischer oder doch Gymnasialbildung, sich für dieses Fach eignen, sind auch noch folgende Regeln als feststehend zu berücksichtigen: die Tätigkeit an einer deutschen Zeitung erfordert eine gründliche, ganz unfehlbare Kenntnis hiesiger Verhältnisse, eine richtige Beurteilung des Amerikanismus und der Amerikaner, ein völliges Beherrschen der englischen Sprache, eine genaue Kenntnis des Wesens der Deutschamerikaner, ihrer Geistes- und Geschmacksrichtung und ihrer Bedürfnisse. Es sind

dies alles Dinge, die sich nicht anders als durch langjährigen und möglichst erfahrungsreichen Aufenthalt hier im Lande erwerben lassen. Dieser ist auch schon deshalb nötig, weil gute Deutsche erst nach vielen Jahren der Ansässigkeit dieses Land wirklich lieben lernen. Und das letztere gehört zum erspriesslichen Arbeiten, ebenso wie die unerschütterliche Treue dem Heimatlande gegenüber. Mangel an einem wie am anderen würde den Erfolg sofort in Frage stellen. Außerdem ist es wertvoll und erwünscht, daß man schon in Deutschland Gelegenheit hatte, die verschiedenen Bevölkerungsklassen kennen zu lernen, weil unser hiesiges Deutschtum oder Lesepublikum aus allen nur denkbaren Elementen zusammengesetzt ist, für deren Eigenart man mindestens etwas Verständnis besitzen muß, um sich das volle Vertrauen zu erwerben.

Eine weitere Bedingung ist eine durchaus konservative Richtung — und ich erwähne dies hier ganz besonders, weil darüber gelegentlich sehr irrige Ansichten in Deutschland herrschen. Die moderne „Vorurteilslosigkeit“, die Freiheit und „Unbefangenheit“, mit der man sich dort auch auf die subtilsten Gebiete wagt, die kennen wir hier nicht und wollen sie auch nicht kennen lernen. Wir huldigen einem gemäßigten, aus der Natur der Dinge sich entwickelnden Fortschritt, aber wir ziehen unsere Grenzen. Man hat eben hierzulande die Erfahrung gemacht, daß man mit diesen Prinzipien in ganz achtungswerter Weise vorangekommen ist, und das genügt uns . . .

„Wenn auch nicht als Redaktrice, so vielleicht als Übersetzerin?“ lauten oft die Anfragen solcher Damen, die hier verzweifelt nach einem Verdienst suchen, nachdem

sie die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen, im eignen Berufe Erfolge zu erringen, einsehen gelernt haben. — Aber jede Redaktion besitzt, wie oben erwähnt, einen Stab, in welchem die Kenntniss der englischen und der französischen Sprache bei jedem einzelnen vorausgesetzt wird und auch noch sonstige Sprachtalente vertreten sind. Übersetzungen gehören also zur Routine und besondere Kräfte werden dazu nicht herangezogen. Der einzige Weg, schriftstellerisch tätig zu sein, ist der, Originalarbeiten an eine Redaktion einzusenden und die Entscheidung darüber abzuwarten. Als ausschließlichen Erwerb kann man diese Art Tätigkeit indessen nicht wählen, denn diejenigen Blätter, die, wie z. B. die „N. Y. Staatszeitung“, honorieren, sind, wie leicht begreiflich, jederzeit überreich mit Material versehen und können sich nicht nur eine sehr kritische Sichtung erlauben, sondern auch die (tatsächlich bestehende) Regel aufstellen, denselben Verfasser nicht allzuoft zu Worte kommen zu lassen — es sei denn, es handele sich um ein ganz hervorragendes und eigenartiges Talent. Daß Gedichte überhaupt nicht honoriert werden, bereitet wirklichen und eingebildeten Talenten jederzeit eine große Enttäuschung.

### Schriftliche Arbeiten.

Diese allgemein gehaltene Anfrage erreicht mich so oft, und sie irritiert einen geradezu, denn es ist kaum verständlich, was sich die Damen darunter vorstellen. „Abschreiben“ — was? Wie viele Personen gibt es, die z. B. „schriftstellerische Arbeiten in Reinschrift zu setzen“ haben? Jetzt, im Zeitalter der Schreibmaschine! Eine solche Arbeit außerhalb kopieren zu lassen, ist fast unmöglich; ich selbst

habe es einmal versucht — nie wieder! Die Arbeit wurde mit einem so großartigen Mangel an Verständnis ausgeführt, daß alles heute noch unveröffentlicht daliegt — unbrauchbar! Und sich ständige Sekretäre zu halten, dazu ist doch wohl der Schriftstellerberuf unter uns hiesigen Deutschen nicht lukrativ genug. — Damit wären die schriftlichen Arbeiten ohnehin erschöpft, auf deren Ausführung so viele, gestützt auf „eine schöne Handschrift“, ihre letzte Hoffnung setzen. Adressen schreiben, Listen kopieren — das sind Dinge, die man tatsächlich manchmal angezeigt findet, bei denen aber die sich Meldenden Licht und Tinte nicht verdienen, wenn sie nicht gar noch allerlei fragwürdigen Geschäftsleuten in die Hände fallen; denn reelle Firmen lassen etwa nötige Bervielfältigungen entweder in den eigenen Büros anfertigen oder übertragen sie in großen Posten einer sogenannten „Typewriter-Exchange“.

### Privat-Sekretärin.

Man kann nur staunen, wenn man liest, daß eine kürzlich eingewanderte Dame auf die Stellung einer Sekretärin bei einer reichen Dame reflektiert — und doch ist gerade das ein Lieblingstraum unserer gebildeten Erwerbsbedürftigen. Wie viele Damen halten sich eine Sekretärin? Ich kenne Millionärinnen, auch sonst sehr reiche Damen, darunter solche vorgeschrittenen Alters, aber keine einzige, welche eine Sekretärin beschäftigt. Und wäre die Nachfrage eine stärkere als sie es ist, so würde eine Dame sich nur dann dafür eignen, wenn sie lange genug im Lande wäre, um den Stil hiesiger Korrespondenz, der von dem deutschen abweicht, und Kenntnis sowohl des gesellschaftlichen wie des

geschäftlichen Lebens sich angeeignet zu haben. Vollkommene Beherrschung der Landessprache wäre selbstverständlich Hauptbedingung.

### Vorleserin.

Eine Stellung als Vorleserin bei einer alten Dame! — Wer das schreibt, der verrät eine totale Unkenntnis mit den hiesigen und heutigen Verhältnissen. Unsere Damen sind hier so aktiv, gehen so unermüdlich allen möglichen Interessen nach, daß sie darüber ganz vergessen, ob sie der biblischen Altersgrenze sich nähern, ob sie sie wohl gar erreicht haben oder nicht. Solange sie physisch befähigt sind, überall selbst dabei zu sein, alles selbst zu hören, zu sehen und mitzumachen, selbst zu lesen — so lange setzen sie sich nicht hin und lassen sich vorlesen. Es gibt tatsächlich heute keine alten Damen im früheren Sinne, wenn sie nicht Invaliden sind! Und dann tritt die Pflegerin in Aktion! Wenn eine wohl-situierte Dame durch die Beschwerden allzu hohen Alters, durch Hinfälligkeit oder Leiden an Zimmer, Stuhl oder Bett gefesselt ist, so hält sie sich eine gebildete Krankenpflegerin, oder doch eine Angestellte, welche — wenn nicht professionelle — so doch eine beschränkte Pflege leisten kann und sich jeder vorkommenden Hülfeleistung unterzieht. Eine diplomierte Krankenpflegerin besitzt genügende Bildung, um vorlesen zu können; ihre sonstigen Leistungen lassen sich aber nicht durch Laienbildung ersetzen, sei diese auch sonst noch so hervorragend.

### Gesellschafterin.

Vor allen Dingen gilt von diesem Beruf alles vorstehend Gesagte. Die ältere Dame des 20. Jahrhunderts verzichtet

nicht eher auf das Leben in und mit der Welt — wenigstens nicht hier —, als bis körperliche Unfähigkeit sie dazu zwingt. Und deshalb ist sie eben darauf angewiesen, von der Angestellten, die ihr Gesellschaft leisten soll, auch Pflegedienste zu beanspruchen. Aber das ist es durchaus nicht, was unsere gebildeten Stellenfuchenden darunter verstehen. Sie suchen eine Unterkunft, wie sie nach ihren Ideen „einer gebildeten Dame zukommt“, und wollen sich in keiner Weise zu Handreichungen herablassen, die sie „entwürdigend“, einer gebildeten Dame nicht zukommend finden. Andererseits sind aber unsere reichen Damen nicht gewillt, für jede Art von Dienstleistung eine andere Fremde um sich zu dulden — und wie gesagt: die gebildete Krankenpflegerin füllt nötigenfalls jede Lücke aus. Da nun die Reihe des Beharrens auf eigenem Standpunkte sicherlich nicht auf Seiten der um Anstellung bittenden Partei ist, so zerschlagen sich derartige Unterhandlungen mit verblüffender Regelmäßigkeit. Erst ganz kürzlich hatte ich wieder Gelegenheit, einer stellensuchenden Dame, die mir sehr genau und sehr bestimmt ihren Willen kundgegeben, öffentlich zu sagen, daß voraussichtlich eine geraume Zeit verstreichen werde, bis sie eine Stelle fände, in der man sie lediglich für ihre werthe Gegenwart und für das „zur-Verfügung-stellen“ ihrer geehrten Persönlichkeit honorieren werde. Sobald sie aber willens sei, ihre Hände zu rühren und bestehenden Wünschen und Bedürfnissen gerecht zu werden — ganz gleich welcher Art dieselben seien —, möge sie hoffen, wenigstens eine Probe ihres Könnens ablegen zu dürfen.

Andererseits aber habe ich auch wieder volles Verständniß für die zahlreichen Klagen, die mir zugehen, und die der

wunderbaren Auffassung gelten, der man hier gelegentlich in bezug auf die Stellung einer Gesellschafterin begegnet. Vor einigen Monaten schrieb mir in höchster Verzweiflung eine gebildete junge Dame, sie sei am Ende ihrer Kräfte angelangt, sei völlig dem Zusammenbruch nahe; sie habe vor einigen Monaten eine Stellung als „Gesellschafterin“ bei einer gelähmten Dame angenommen; sie müsse aber diese Dame nicht nur an- und auskleiden, nicht nur waschen und frisieren und ihr bei den intimsten Verrichtungen assistieren, sondern sie auch des Morgens in die unteren Stockwerke und am Abend wieder hinauf tragen. In allen den Monaten sei sie noch nicht an der frischen Luft gewesen, denn die Dame sei zu hilflos und weine und jammere bei dem bloßen Gedanken, allein zu bleiben — was könne sie da anders tun als zur Stelle bleiben, die anderen Familienmitglieder bekümmerten sich einfach nicht darum. Und für diese entsetzliche Stellung erhielt das Fräulein — ganze fünfzehn Dollars monatlich! Das ist der Minimallohn eines Dienstmädchens! Dabei hatte die junge Dame die gesamte Arbeit in den Wohn- und Schlafräumen der Herrin zu besorgen, ihre Wäsche zu bügeln usw. Natürlich fehlte ihr in dieser Sklaverei jede Gelegenheit, sich nach einer anderen Stellung umzusehen. Daß dieser Fall von eigentümlicher Auffassung der Stellung einer Gesellschafterin nicht allein steht, wurde mir kürzlich durch eine Annonce klar, in der gesucht wurde: „Eine kräftige junge Frau als Gesellschafterin einer alten Dame.“ Nach unseren deutschen Begriffen sind Körperkräfte gewiß das letzte Erfordernis zur Stellung einer Gesellschafterin. Man sieht also, es geht hier wie in vielen anderen Dingen: wo ernstlich guter

Wille zu Kompromissen fehlt, da kommen Unzuträglichkeiten heraus. Die beiderseitigen Auffassungen über das Wesen dieser Stellung sind allzu verschieden.

### Reisebegleiterin.

Das ist eine außerordentlich beliebte Stellung seitens unserer gebildeten Damen, nur waltet reichlich Naivität hinsichtlich des Wesens der Stellung selbst und der Nachfrage. Die letztere ist nämlich gleich Null. Denn erstens finden sich, falls es ja wünschenswert erachtet würde, gewiß in der Reisenden nächster Umgebung gar viele, die einer Reise unter irgendwelchen Bedingungen nicht abhold wären; und zweitens sind die Einrichtungen auf See wie zu Lande derart, daß die nötigste Bedienung (auf Dampfern wie in Hotels) vorgesehen ist. Und wer mehr bedarf, der hat eigene Dienerschaft, die auch mitreist. Dazu beabsichtigen unsere stellensuchenden Damen keineswegs, persönliche Bedienung zu leisten — o nein! zur Kammerjungfer sich zu erniedrigen, sind sie nicht gewillt —; wozu aber sollte bei den heutigen vorgeschrittenen Reisebequemlichkeiten jemand eine fremde Person mitschleppen, wenn nicht zu diesem Zwecke? Erst ganz kürzlich schrieb mir eine Dame, ob ich ihr behülflich sein könne zur Erlangung einer Stellung als Reisebegleiterin; sie möchte die Städte des amerikanischen Kontinents kennen lernen, ohne daß es sie etwas koste; sie wolle also mit einer reichen Dame reisen, sie sei sehr unterhaltend, wieviel wohl das Gehalt betrüge? viel beanspruche sie nicht bei vollständig freier Reise; persönliche Bedienung natürlich ausgeschlossen. So viel Naivität wirkt erheiternd! Das Reisen ist für reiche Leute heute so raffiniert vollkommen,

allerorts steht ihnen so wohlgeschulte Dienerschaft für jeden Zweck zur Verfügung, daß sie wahrlich nicht nötig haben, sich mit Ballast zu beladen in Gestalt einer Dame, die ohne eigene Kosten gerne Städte bereisen möchte. Wer nicht gewillt ist, auf Reisen wirkliche Bedienung zu leisten und Kinder zu warten, wer eigene Wünsche und Ansprüche mitbringt, der kann nur auf eine kurze Ablehnung rechnen.

### Die Lehrerin.

Hier kommen wir zu einer Berufsklasse, die meine ganz besondere Sympathie hat, denn die Damen kommen mit so gründlicher Vorbereitung hierher, sind meistens von einem zu erwartendem Erfolge so fest überzeugt, daß ihre Enttäuschung dann um so größer ist. Ihre bestimmten Hoffnungen gründen sich auf die Tatsache, daß der Lehrberuf hier so überwiegend in weiblichen Händen liegt. Ich weiß aus langjähriger Erfahrung, daß ihre Aussichten gering sind, sie haben stetig abgenommen; das ist eine Erscheinung, die sich deckt mit dem, was ich schon früher über die Dekadenz der deutschen Schulen gesagt habe. Um aber hier nicht unnötig entmutigend zu sprechen, habe ich mich nun speziell an die Erziehungsbehörde, an den „Board of Education“ gewandt. Mit größter Zuforkommenheit wurden mir alle darauf bezüglichen Schriftstücke zur Verfügung gestellt. Daraus geht hervor, daß selbst ich bei aller Vorsicht die Schwierigkeiten noch unterschätzt hatte. Theoretisch ist die Aufnahme einer Ausländerin in den Stab regulärer Lehrkörper keineswegs ausgeschlossen — wie sie aber praktisch ausführbar sein sollte, das bleibt mir rätselhaft. Wir hören hier ja stetig von der Ver-

tiefung des Lehrerinnen-Studiums und von der Erschwerung des Berufes, aber die Tatsachen übersteigen doch meine Erwartungen. Es ist ein höchst umständlicher und beschwerlicher Aufstieg zu überwinden. Ich will hier die genaue Übersetzung der erhaltenen Antwort beifügen: 1. Während es nicht ausgeschlossen ist, daß Ausländerinnen die verschiedenen „Licenses“ erwerben können, so wäre doch zu berücksichtigen, daß sie in Wettbewerb treten müßten mit solchen Bewerberinnen, die als hier ansässig und mit der Landessprache gründlich vertraut naturgemäß im Vorteil sein würden. — 2. Ausländerinnen können nicht auf Grund ihrer Diplome — seien dieselben nun von höheren Schulen, Seminaren oder Universitäten ausgestellt — hier Anstellung finden, sondern müssen „License“ hier erwerben (und das eben ist es, was ich oben als umständlich und beschwerlich bezeichnete, selbst perfekte Kenntnis der englischen Sprache vorausgesetzt). — Ich werde später noch weiter Gelegenheit haben, auf die so zuvorkommend gegebenen Informationen des „Board of Education“ zurückzukommen.

Das Vorstehende bezog sich auf unsere öffentlichen Schulen, und zwar auf die höheren wie auf die niederen Grade der Volksschulen (Grammar- und Primary-Schools), auf Abend- und Ferienschulen und auf die „Truant-Schools“ (das sind in gewissem Sinne Strafschulen; in ihnen werden die lässigen säumigen Schüler, die Schulschwänzer usw. unterrichtet). Es bezieht sich auf den allgemeinen Lehrplan, wie auf Spezialfächer, um derenwillen ich (mit Berücksichtigung namentlich der deutschen Sprache) besonders angefragt hatte. Es gilt diese Auskunft für alles,

da eben alles dies im Ausbildungsplane unserer Lehrerinnen mit eingeschlossen ist.

Nun gibt es allerdings anglo-amerikanische Privatschulen, und über die in ihnen herrschenden Gepflogenheiten hinsichtlich der Vervollständigung ihres Lehrkollegiums bin ich nicht genügend unterrichtet; es läßt sich indessen annehmen, daß auch hier das Angebot die Nachfrage bedeutend übersteigt, sonst würde die Leiterin der früher erwähnten Lehrerinnen-Agentur nicht erst jetzt wieder mir über „dieses Elend!“ geklagt haben. Hinzufügen will ich nur — als Maßstab —, daß selbst deutsche Schulen, die ich kannte, nur hier ausgebildete Lehrerinnen engagierten. Für tadellose Aussprache des Deutschen bürgte da der Damen Herkunft: sie waren sämtlich hier geborene Töchter deutscher Eltern. Diese Bevorzugung vor Ausländerinnen — sogar seitens deutscher Schulen — ist dem Kenner hiesiger Verhältnisse durchaus erklärlich. — Es besteht nämlich hier ein ebenso unbegreifliches wie ungerechtes Vorurteil gegen Privatschulen. Neunundneunzig Prozent unserer Bevölkerung spricht ihnen die gleichen Lehrerfolge, die unsere öffentlichen Schulen erreichen, rundweg ab — ich wiederhole es: sehr mit Unrecht! Aber umsomehr müssen diese um ihre Existenz kämpfenden Lehranstalten beflissen sein, alles zu vermeiden, was zu Zweifeln Anlaß geben könnte; sie müssen hinweisen können auf gleiche Befähigung ihrer Lehrkräfte. Und ein anderer Punkt ist der: Manche Deutsche eignen selbst bei umfassendster Bildung, bei völliger Beherrschung der englischen Grammatik sich niemals eine korrekte Aussprache an — und es kann einer hiesigen Lehrkraft nichts Schlimmeres begegnen, als wenn die Schüler

sich über ihr Englisch amüsieren. Ihre Tätigkeit ist damit gerichtet, denn für Jung-Amerika (und für viele Alte nicht minder) fängt der eigentliche, der Vollmensch erst beim korrekt englisch-sprechenden Individuum an. Die Idee, daß ein Mensch, der einen fehlerhaften Akzent spricht, imstande sein sollte, unsere (schon klug auf die Welt kommenden) Kinder etwas zu lehren, würde diesen geradezu grotesk erscheinen. Ich kenne eklatante Fälle, wo die liebe Jugend sich absolut weigerte, die Autorität eines Lehrers anzuerkennen, dessen Aussprache zu wünschen übrig ließ. „Der kann uns doch nichts lehren!“ Damit ist die Sache erledigt.

### Die Erzieherin.

Hier unterscheiden wir vorerst zwei Klassen: „Die „Finishing-Governess“ und die „Nursery-Governess“. Die Bezeichnungen sind klar definierend. Wir wollen uns zuerst Nr. 1 zuwenden: Ihre Stellung ist das, was wir in Deutschland, in England und Frankreich unter der „Erzieherin“ eigentlich verstehen; aber es gibt darin enorme Unterschiede. Hier die Extreme: Im Falle A. wird eine solche Dame engagiert, um den erwachsenen Töchtern einige Stunden täglichen „Abrundungs-Unterricht“ zu erteilen — das heißt, sie in die höchsten Feinheiten des Sprachstudiums und der Literatur, in Komposition und Rhetorik, ebenso in die letzten Geheimnisse der Kunst in ihren verschiedenen Formen einzuführen. Die Stellung einer solchen Dame mag eine ganz ausgezeichnete sein, je nach den in Betracht kommenden Schülerinnen und deren Familien. Sie wird gesellschaftlich anerkannt, chaperoniert die jungen Damen

in der Oper, in Konzerten und Theatern, durchstreift mit ihnen die Kunstinstitute, begleitet sie auf Reisen usw. — Stellungen wie diese findet unter Tausenden kaum eine unserer suchenden Damen — aber allen schwebt eine solche als selbstverständlich vor!

Im Falle B. ist eine Dame gleichen Wissens, Könnens und Wertes eine Nummer des Hauspersonals, wird von der Dame des Hauses nur dann überhaupt gesehen, wenn diese ihr einen Befehl oder — einen Verweis zu erteilen hat. Sie speist nicht am herrschaftlichen Tische, sondern muß es als eine große Vergünstigung betrachten, wenn sie auf ihrem Zimmer speisen darf und nicht etwa darauf angewiesen ist, im Eßzimmer der Dienerschaft zu essen. In vielen Häusern ist das erstere nicht vorgesehen, und das Fräulein hängt von dem guten Willen und etwa vorhandenem Anstandsgefühl seitens des Hauspersonals ab. — Hat sie nicht eine unwillkürlich niederzwingende Kraft in sich, dann ist sie in solchen Häusern den entsetzlichen Kindern gegenüber vogelfrei und wird zur Verzweiflung getrieben. Sehr oft freilich sind diese besser wie die Mutter, und zwischen ihnen und den Dienstboten führt das Fräulein ein resigniertes, an Demütigungen überreiches Dasein. In einem mir erinnerlichen Falle mußte die als Erzieherin engagierte Dame, wenn Gäste da waren, beim Servieren helfen.

Diese Verbannung vom Familientisch ist es selbstverständlich, was unsere Damen am empfindlichsten berührt, und es ist ja auch ein richtiges Überbleibsel des einstigen Parvenütums, wo man sich des Adels, den das Wissen verleiht, nicht bewußt war. So ist denn dies in gewissen

Kreisen sozusagen „Landessitte“ geblieben; und wenn auch vielleicht die Herrschaft selbst eine Demütigung damit nicht beabsichtigt, so mag sie doch Kreisen angehören, die in der Gouvernante des Hauses eine Bedienstete sehen, mit der zusammen speisen zu sollen sie zu Kommentaren veranlassen würde. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist es entschieden vorzuziehen, daß man auf Familienanschluß, wo er nicht freiwillig gewährt wird, leichten Herzens verzichte, denn die Demütigung ist dann immerhin eine kleinere, als wenn dem Fräulein bedeutet würde, daß sie sich vom Tische fernzuhalten habe, wenn die Familie nicht unter sich sei.

Zwischen diesen beiden Extremen gibt es natürlich zahlreiche Abstufungen. Einstimmig ist aber die Klage der Gouvernante: das für eine Deutsche wahrhaft entsetzliche Wesen der hiesigen Kinder, die absolut keine Autorität über sich anerkennen und nur „kameradschaftlich“ regiert werden sollen und können — eine Kameradschaftlichkeit, über die diese lieben Wesen recht sehr ihre eigenen Ansichten haben.

Dhnmächtig muß die Gouvernante zusehen, wie die Eltern durch ihre Nicht-Erziehungsmethode ihrem eigenen Bemühen direkt entgegenarbeiten und des Fräuleins so mühsam zu behauptende Stellung unermüdlich untergraben. Was man da hört, ist kaum glaublich — verständlich nur uns hier, die wir die Beweise stündlich vor Augen haben.

Es ist die Nachfrage nach dieser ganzen Klasse von Damen (von mir als A und B bezeichnet), die enorm zurückgegangen ist — im Gegensatz zur nachfolgenden. Unseren amerikanischen Backfischen — wenn man diese selbstherrlichen, unkindlichen Wesen so nennen kann — gefällt die seit einem

Zahrzehnt aufgetauchte Mode des Europareisens viel besser, nicht etwa Europas oder seiner Ausbildungsmöglichkeiten wegen, sondern um des sozialen Prestiges willen. „To go abroad“ ist kategorisch geworden für unsere „Climbers“ (Kletterer auf der sozialen Leiter), die zu jedem Mittel greifen müssen, um zu zeigen, daß sie sich zu den „anderen“, den wirklich Vornehmen, zählen möchten. Hier haben die Europareisen direkt nachweisbar die Nachfrage beeinträchtigt, fast ganz untergraben; denn hier könnte man zur Abwechslung sagen: „Ce que l'enfant veut, Dieu le veut!“

### Die Nursery-Governess.

Wie schon angedeutet, ist für diese Stellung noch genügend Nachfrage vorhanden; hier aber versagt das Angebot, d. h. die Bewerberinnen lehnen so lange ab, bis Not und Elend sie in den Staub zwingen. Man beansprucht hierzu nämlich die Persönlichkeit und das Wissen einer Erzieherin, die Stellung ist aber in sehr vielen Fällen — nach europäischen Begriffen — die einer besseren Bonne, eines Kinderfräuleins; und an der Unvereinbarkeit der hiesigen Auffassung mit der deutschen scheitert das Zustandekommen eines Engagements, oder der Bestand eines solchen; der letztere allerdings noch viel häufiger an der Unerträglichkeit der Stellung selbst, im Hinblick auf das geradezu empörende Gebahren der Kinderhorde in Häusern, wo der Schliß der Kultur bei der Mutter derselben nicht unter die Hautoberfläche gedrungen ist. Das amerikanische Kind ist ein Wesen des Schreckens in solchen Familien; wie bereits vorher bemerkt, ist das Unterordnen unter irgend einen Willen, auch unter den der Eltern, ihm eine ganz unbekannte Sache.

Diese finden das auch ganz in der Ordnung und sind stolz darauf, das Fräulein aber zerreibt sich zwischen diesen Verhältnissen. Ein Appellieren an die Eltern würde der Dame einen scharfen Tadel an dieser Stelle und eine ganz unhaltbare Stellung Jung-Amerika gegenüber schaffen — es ist eben ein Sakrileg, an diesen Rängen etwas auszuheben zu haben.

Es gibt natürlich auch viele amerikaniſche Familien, wo die Kinder trotz gewährter Selbſtändigkeit erträglich ſind, und manche der jungen Damen verſtehen es auch, mit ihnen fertig zu werden; aber das ſind Ausnahmen, jenes iſt die Regel. Früher oder ſpäter ſchreiben ſie mir: „Wohin kann ich mich wenden, um mich wieder geſund zu pflegen, ich ſtehe vor völligem Zuſammenbruch . . .“ Dann müſſen ſie durch eine wochen-, wenn nicht monatelange Ruhekur, die alles Erworbene aufzehrt, ſich für weitere Experimente wieder ſtärken, und froh müſſen ſie ſein, wenn ſie pekuniär nur in der Lage ſind, ſich dieſes leiſten zu können. Viele würden um keinen Preis der Welt wieder zu ähnlichen Stellungen zurückkehren, ſie nehmen kurz entſchloſſen an, was ſich ihnen bietet: Hausarbeit!

Anderer wieder kommen gar nicht dazu, ſolche Erfahrungen erſt zu machen; ſie lehnen ohne weiteres ab, ſobald ihnen die Bedingungen dargelegt werden. Empört über ſolche „Zumutungen“ verzichten ſie auf das ſo nötige Brot und bedenken nicht, daß ſie dadurch die hieſigen Verhältniſſe keineswegs ändern; daß ſie viel nötiger ein Unterkommen bedürfen, als man auf ſie angewieſen iſt; und daß namentlich eine derartige Stellung, wohl ausgefüllt, ihnen zu dem

Zeugnisse verhilft, ohne das sie an ein wirklich gutes Engagement niemals denken dürfen.

Die beanstandeten Forderungen sind nämlich die folgenden: Die Nursery-Governess muß die Kinder nicht nur erziehen und unterrichten, sie hat auch deren ganze sonstige Pflege zu besorgen, deren Garderobe und Wäsche im Stand zu halten; und zwar sind diese von ihr als „entwürdigend“ beurteilten Funktionen in den Augen der Mutter sehr oft die allerwichtigsten. Sie hat auf keinerlei Bedienung seitens der Dienstboten zu rechnen, da diese entschieden jede kleinste Handreichung zurückweisen, die nicht zu ihrer strenggeregelten Routine gehört; und würden sie es nicht tun, so würde ihnen das nur Tadel einbringen. Denn wie ein Uhrwerk läuft der amerikanische Haushalt ab. Da wird dieselbe Sache zur gleichen Minute jedes Tages und jeder Woche getan, und Unregelmäßigkeiten, das Einschieben einer Gefälligkeit dem Fräulein gegenüber, würde sofort störend sich äußern. Die Nursery-Governess (und in sehr vielen Fällen auch die Erzieherin der erstgeschilderten Klasse) hat ihr Zimmer ganz allein zu besorgen, die Räume der Kinder stehen unter ihrer Aufsicht und Verantwortung, und deren Erscheinung, ebenso wie die eigene, muß jederzeit tadellos sein. Und das will bei der übertriebenen Einschätzung alles Außerlichen seitens der Amerikanerin ziemlich viel heißen. Die Ohnmacht, sich den Kindern gegenüber durchzusetzen, die Unbekümmertheit der Mutter, wie und wann das Fräulein mit ihren Pflichten zuwege kommt, der Ton der Dienstboten, die in ihr absolut niemand Höheres sehen als sie selbst sind, schaffen eventuell dieser Dame ein schweres Dasein — täglich und stündlich fühlt sie sich verletzt und

herabgewürdigt und sagt sich immer wieder: dazu hätte es meines jahrelangen Studiums, meiner mit Auszeichnung bestandenen Examina nicht bedurft!

### Kindergärtnerin.

Diese Stellung ist die gleiche wie die vorstehende, nur daß hier die Kinder in vorschulpflichtigem, dort im schulpflichtigen Alter stehen; wir können aber an dieser Stelle uns jedes nähere Eingehen auf etwaige Ausichten ersparen, da diese absolut Null sind. Ich versprach, auf die freundliche Auskunft der Erziehungs-Behörde später zurückzukommen. Hier ist wörtlich die Auskunft: „As a matter of fact, we have a very large list of kindergartners now, many of whom — although educated in our schools — can never secure appointment, because of the lack of vacancies“ („wir haben in der Tat eine sehr große Warteliste von Kindergärtnerinnen amerikaniſcher Schulung, deren viele wohl niemals auf Anstellung hoffen dürfen, da keine Vakanz vorhanden sind.“)

Derselbe Bescheid wurde mir gegeben von der mehrmals erwähnten Leiterin der hiesigen Agentur: „Absolut keine Ausichten!“ Und zwar hat mir diese Dame den Aufschluß gegeben, die Karriere sei zum Teil ruiniert worden durch Unberufene, die, ohne regelrechtes Studium absolviert zu haben, nur mit der abgelauchten Kenntnis einiger Kindergartenspiele, sich in solche Stellungen gedrängt hätten, in Wahrheit aber nicht viel mehr als bessere Kindermädchen gewesen seien. Auf einmal sei von allen Seiten die Parole ausgegeben worden: „Nie mehr eine Kindergärtnerin!“ Nun könne man zu Duzenden die wirklichen Fröbel-

Studentinnen haben, und niemand wolle sich mehr darauf einlassen. — Hier haben wir ein Beispiel für die Wirkung der unheilvollen Tendenz, die manche Deutsche vertreten: „Ach, in Amerika kennt man die Unterschiede nicht! Diesen Halbgebildeten läßt sich leicht imponieren!“ — Man täusche sich nicht! Man hat hier ein sehr richtiges Urteil, man erkennt und man verwirft in den besten Kreisen ohne Gnade die Unfähigkeit und Mittelmäßigkeit; der gebildete Amerikaner ist gerne bereit, zu bezahlen für „those on top“ wie er sich ausdrückt. Er ist liberal, aber er verlangt dafür auch Vorzügliches — er hat es gelernt und er versteht es, die Spreu vom Weizen zu sichten! —

### Die Visiting-Governess.

Diese Stellung sollte eigentlich nur in Erwägung gezogen werden von solchen Damen, deren Familien hier ansässig sind, sonst ist sie nicht anzuraten und nicht rentabel genug. Deshalb wenden sich ihr auch in großer Zahl verheiratete Frauen zu, die entweder verwitwet oder sonst genötigt sind, einen Nebenerwerb zu ergreifen. Es läßt sich eben dieser Beruf, wie kein anderer, mit eigenen häuslichen Pflichten vereinen, weil die Visiting-Governess zum größten Teile nur für einige Nachmittagsstunden gewünscht wird. Eine vielseitige, anstellige und zu jeder Leistung willige Dame kann sich allerdings mit der Zeit eine Tages-Einteilung schaffen, durch die sie gänzlich beschäftigt ist: im Haushalte, in der Näherei, bei den Kindern, im gleichen oder in verschiedenen Haushalten.

Die „Visiting-Governess“ hat also die kleinen Kinder spazieren zu führen, ein korrektes Deutsch oder Französisch

mit ihnen zu sprechen, nach den Schulstunden die größeren Kinder zu unterrichten, ihre Schulaufgaben zu leiten, Musikunterricht entweder zu erteilen oder doch die Übungen zu überwachen, auf gutes Deutsch resp. Französisch zu achten usw. Die Annehmlichkeiten dieser Stellung schwanken natürlich nach den jeweiligen Verhältnissen; und über die lukrative Seite läßt sich absolut nichts sagen, es hängt eben allzu sehr von der Bewertung ab, die diese Leistungen seitens der Familie erfahren. Bei Gebildeten entscheiden natürlich die Leistungen und Fähigkeiten der Angestellten in erster Linie; es gibt aber auch Herrschaften, deren Bildungsgrad es ihnen erlaubt, eine in ihrem Fache perfekte Schneiderin, Köchin oder Büglerin höher zu bewerten als eine akademisch gebildete Erzieherin. Wirklich gut honoriert wird eine solche Stellung niemals — aus dem oben angegebenen Grunde: Hunderte von verheirateten, gebildeten Frauen sind nur zu froh, für ein minimales Gehalt ihre Dienste anzubieten, so daß eine Dame, die für ihre Beköstigung und Wohnung selbst sorgen müßte, diesen Beruf nicht ergreifen kann — ganz abgesehen davon, daß während der vier Sommermonate auf irgendwelchen Verdienst überhaupt nicht zu rechnen ist. —

### Die Privatlehrerin.

Den Schlußsatz des letzten Abschnittes empfehle ich zur ernstesten Beherzigung denjenigen Damen, die in der Absicht hierherkommen, sich durch die Erteilung von Privatstunden zu ernähren. Und zwar gibt es da kaum Unterschiede nach Lehrfächern: Musik, Sprachen, Malerei, Handarbeit — es ist alles gleich! Wer sich darauf verläßt, der spielt va

banque! Selbst in den Wintermonaten, wo jedermann nach Ausbildung strebt, kann heutzutage nur eine langbewährte (wohlverstanden: eine in Amerika bewährte) Kraft auf so viel Beschäftigung rechnen, daß sie dabei existieren kann; es sei denn, sie verfüge über hiesige Verbindungen, die in so hohem Maße einflußreich sind, daß der Erfolg schon von vornherein unzweifelhaft garantiert wäre. Und selbst dann rate ich zur Vorsicht! Ich habe im Rahmen meiner Korrespondenz Beispiele kennen gelernt, die einem Menschenfreunde die Haare sich sträuben lassen! Eine solche Fülle entsetzlichen Glanzes läßt sich mit der Feder kaum schildern! Auf sich selbst angewiesene Damen — und Herren nicht minder — kommen fast ohne Ausnahme physisch und in der äußeren Erscheinung total herunter, ehe sich ihnen auch nur die kleinste Aussicht auf die Bewertung ihrer Talente bietet. Und damit schwindet jede Hoffnung. Da mögen nun Zeugnisse, Proben der Kunstfertigkeit, Diplome von Konservatorien zur Prüfung dargeboten werden, es ist alles umsonst. Die Gebildeten engagieren nur nach hier erworbenen Zeugnissen, nach hiesigen Empfehlungen maßgebender Persönlichkeiten — und sie haben alle wünschenswerte Auswahl! selbst unter diesen rigorosen Bedingungen! Und die Halbgebildeten? Vor einiger Zeit erblickte ich ein Schild an einem Hause: „A. W. . . . . Piano-Lessons“ . . . . Ich wußte, in dem Hause wohnte nur eine Witwe mit ihrer 12 jährigen Tochter, diese reichlich selbstbewußt und frech, aber von Talenten hatte ich bis dahin nichts gewußt; unmöglich, das Schild konnte sich nicht auf das Mädchen beziehen! — es war aber doch so! sie gab Stunden zu 25 Cents! — Ich hatte

einmal eine Irländerin als Waschfrau, die schwärmte mir die Ohren voll von ihrer talentvollen Tochter: die arbeitete tagüber in der Fabrik, und abends gab sie Klavierstunden — o, sie konnte schöne Lieder spielen, auch einige Tänze! — Es sei ferne von mir, auch nur andeuten zu wollen, daß gebildete deutsche Damen mit solchem Publikum in Berührung kommen könnten, aber es gibt von da aufwärts gar viele Grade von „Kunstverständnis“, die unsere ernstesten Jüngerinnen irgendwelcher Kunst in Erstaunen setzen würden. — Ich schließe diesen Abschnitt mit nochmaliger ernstester Warnung: Nicht aufs Geratewohl, nicht auf das siegesbewußte Vertrauen auf sein gediegenes Können hin eine Übersiedlung nach hier zu planen, um sich hier ganz allein durchzusetzen; es ist so gut wie unmöglich!

### Die Haushaltslehrerin.

Daß zu einer Anstellung als Haushaltslehrerin hier einstweilen überhaupt keine Gelegenheit vorhanden ist, ist bedauerlich; aber es ist Tatsache, wir haben — zu unserer Beschämung sei es gesagt — bis jetzt hier keine Haushalts-Schulen im deutschländischen Sinne! Das ist ein wunder Punkt unseres Volkslebens, der mir, soweit unser hiesiges Volksleben in Betracht kommt, schon manches Herzweh verursacht hat.

In 38 Staaten der Union bildet die Haushaltswissenschaft einen Lehrgegenstand an den staatlichen Universitäten, Normal-Colleges, technischen oder Ackerbau-schulen. Die Lehrweise ist sehr verschieden, je nach den Bedürfnissen der einzelnen Staaten. Sie variiert von dem Grade einer rein wissenschaftlichen Belehrung bis her-

ab zu praktischem und — primitiverem Unterricht. In manchen der erwähnten Lehranstalten wird ein überaus gründliches Studium in allen den Fächern betrieben, die sich unter den Begriffen: „Household-Science“ oder „Household-Economics“ zusammenfassen lassen: Chemie, Bakteriologie, Hygiene, Physiologie, sanitäre Hauseinrichtung, häusliche Finanzen, Diät, physical culture usw., aber es sind eben nur die Zöglinge dieser, immerhin nur von verhältnismäßig wenigen besuchten Lehranstalten, die daraus Gewinn ziehen können. Und diese sind die allerletzten, die von dem ebenfalls betriebenen praktischen Haushaltsunterrichte jemals Gebrauch machen.

Wie wenig das Bedürfnis nach einer wirklichen Haushaltsschule für die mittleren und unteren Klassen vorhanden ist, oder richtiger: wie beschämend wenig ihr Mangel empfunden wird, ergibt sich wohl daraus, daß in der großen reichen Stadt New York, die so stolz an der Spitze schreitet und eine numerisch so kolossale deutsche Bevölkerung in ihren Mauern beherbergt, sich nur 3—4 Unterrichtsgelegenheiten ähnlicher Art befinden — und keine einzige füllt den Platz einer deutschen Haushaltsschule aus. Barnard-College und Teachers-College lehren Haushaltswissenschaften in oben angeführtem Sinne, nur wenigen zugänglich; New York Cooking-School erteilt Kochunterricht — aber es ist eine Armen-Schule, unter der Ägide der organisierten Wohltätigkeits-Gesellschaften. Man unterrichtet daselbst kleine Mädchen der allerärmsten Klasse, die vielleicht in Abwesenheit der den Lebensunterhalt erwerbenden Mutter das bißchen armjelige Küche verwalten müssen. In diesem Sinne gibt es auch

Missionschulen, ferner die sogenannten „Settlements“ usw. Das alles sind schöne Bestrebungen, deren Besprechung aber nicht hierher gehört. Ferner ist da die „Greater New York Kochschule“, eine Privatschule nur für Kochen; sie wurde gegründet von einer Deutschen, deren Tochter sie seit ihrem Tode weiterführt. Die Schule leistet Gutes, ist aber Unbemittelten des Preises wegen nicht zugänglich. Nur die Inhaberin selbst, mit einer Hilfe, leitet den ganzen Unterricht. Und endlich sind zwei Schulen in Brooklyn, beide amerikanisch, die eine gänzlich theoretisch, die andere auch praktisch, aber beide sind nicht den breiten Volksschichten gewidmet. — Was aber nun gar den Haushaltsunterricht anbetrifft, den man hie und da unseren Volksschulen anzufügen versucht hat, so verlohnt es sich kaum, ihn in Betracht zu ziehen, er ist in den vereinzeltsten Fällen bis jetzt nicht über das Stadium eines Experimentes hinausgekommen — weil eben von keiner Seite ein Verlangen bemerkbar wird. — Es ist also klar ersichtlich, welche Achenbrödelrolle man diesem hochwichtigen Zweige der Ausbildung bisher hier angewiesen hatte — und fürs erste wird auch eine Änderung darin nicht eintreten.

Ist es also nach dem Vorhergehenden noch nötig, zu betonen, daß für eine Haushaltslehrerin mit deutschländischem Diplom auch nicht die geringste Gelegenheit zur Anstellung als Lehrkraft vorhanden ist? In der mehrerwähnten Auskunftserteilung des ‚Board of Education‘ ist in bezug auf dieses Fach gesagt: „The prospects for teachers of Household Science, Cooking, Needlework &c. are not at all bright.“ und das drückt die Situation sehr milde aus. Ich bemerke noch, daß sich in der

Namensliste der Lehrerinnen für Household-Science an den oben angeführten höheren Lehranstalten auch nicht ein einziger deutschklingender Name befindet, selbst nicht dort, wo die deutsche Bevölkerung numerisch bedeutend ist.

Seit dem Antritt meiner Stellung ist es mein innigster Wunsch gewesen, daß man sich in deutschen Kreisen zur Gründung einer Haushaltsschule aufrufen möge — und zwar aus zwei Gründen: Erstens kommt der häusliche Beruf für unsere Jugend hier überhaupt nicht mehr in Betracht, und selbst viele Eingewanderte lassen sich baldigst gegen das Annehmen einer häuslichen Dienststelle von anderen verhegen — oder die Töchter hiesiger Freunde und Verwandten sehen so tief auf sie herab, daß sie das auf die Dauer nicht aushalten, trotzdem der häusliche Beruf hierzulande von allen der lukrativste und für den betreffenden Stand auch der angenehmste ist. Das wird nicht eher anders werden, als bis er auf eine Stufe gehoben wird, die unterrichtete Vertreterinnen erheischt; nicht eher, als bis sich ihm das gebildete junge Mädchen, die Tochter besserer Kreise als dies bisher der Fall war, zuwendet. Und dazu wären Haushaltsschulen die erste Bedingung.

Der zweite Grund ist der: Ich habe im ersten Abschnitt schon gesagt, daß Haushalt und Küche die einzige Zuflucht für die Enttäuschten und Gestrandeten aller möglichen höheren Berufsarten sind. Sie würden von dem Niveau der gebildeten Erwerbssuchenden nicht herabzusteigen brauchen zu dem eines ganz gewöhnlichen und dazu noch unerfahrenen Dienstmädchens, wenn sie einen gründlichen Kursus in der Haushaltungslehre nach hiesiger Arbeitsweise absolvieren könnten. Mit ihrem Diplom in Händen

würden sie dann gleich von vornherein eine ihrem Bildungsgrad angemessene Stellung einnehmen, auch den Inhaberrinnen anderer Berufsarten gegenüber.

Seit zwölf Jahren predige und werbe ich mit diesem Ziel im Auge — vergeblich! Ganze Serien von Leitartikeln in sämtlichen Ausgaben unseres Blattes habe ich an diesen Gegenstand verschwendet; sie haben mir jederzeit riesigen Beifall eingetragen, die praktischen Erfolge lassen aber bis heute noch auf sich warten. Ich habe meine Feder und beliebigen Raum meiner redaktionellen Abteilung zur Verfügung gestellt, um einen Hausfrauenverein mit gleichen Zielen und Zwecken wie die in Deutschland bestehenden zu gründen. Er ist auch zustande gekommen, existiert nun seit elf Jahren — lediglich als einfaches Vermietungsbüro. Darüber hinaus konnte er trotz aller Bemühungen der jeweiligen Vorstände nicht kommen, denn er findet unter den Mitgliedern keine Unterstützung. Die Damen „wollen Mädchen und das genügt ihnen vollständig!“ Niemand denkt daran, daß die Quellen nach und nach versiegen müssen und kein brauchbarer Ersatz vorhanden ist. Man erhöht, seitdem das Angebot stetig abnimmt, nur immer die Löhne, die eine schwindelhafte Höhe schon jetzt erreicht haben — den Stand selbst zu heben, um ihm Aspirantinnen in wünschenswerter Anzahl zuzuführen, daran denkt niemand.

Wie habe ich in allen den Jahren aufs eindringlichste zugeredet! Ich habe an den Ehrgeiz der deutschen Frauen den Amerikanerinnen gegenüber appelliert, habe auf unsere erfolgreichen deutschländischen Schwestern als nachahmenswertes Beispiel hingewiesen, Statistiken veröffentlicht über die Erfolge der Haushaltschulen in Deutschland, über die

Wirksamkeit des Verbandes vaterländischer Frauenvereine, ich habe alles aufgeboten — eine Haushaltsschule haben wir aber bis heute noch nicht. Dafür aber lesen wir umsomehr in deutschen Frauenzeitungen, was alles Erstaunliches die amerikanische Frauenwelt vollbringt und wie sehr unsere deutschen Schwestern hinter diesem Wunderwerk der Schöpfung zurückstehen! Der Amerikaner sagt: „Charity begins at home“ — mich dünkt, dies Wort könnte auch auf Gerechtigkeit und Anerkennung von Verdiensten angewendet werden.

In einzelnen Fällen habe ich auch versucht, eingewanderte Damen in dieser Karriere zu etablieren, indem ich öffentlich anfragte, ob deutsche Mütter nicht ihre Töchter guten deutschen Haushaltsunterricht genießen lassen möchten, sei es in Gestalt von Privatunterricht, Schulkursus oder Haushaltspension — ohne Erfolg! Als Erklärung zitiere und variiere ich wiederum jenes Wort: „Ce que la fille ne veut pas, Dieu ne le veut pas!“ Wenn das amerikanische Mädchen nicht will, so ist eben nichts zu machen! Und einstweilen liegt diesem in Deutschland angestaunten Wesen nichts ferner, als sich für irgend etwas zu begeistern, das an Häuslichkeit und häusliche Arbeit erinnert.

Aus alle diesem erhellt also, daß eine Dame mit dem Diplom einer Haushaltsschule einstweilen hier nicht lehrend wirken kann. Es ist unbegreiflich, mag beschämend sein, aber die betäubende Tatsache ist vorhanden. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß die Situation sich einmal ändern wird, und sei es auch nur, indem jemand Tonangebendes das Haushaltsstudium zur Modesache macht — wann dies aber der Fall sein wird, läßt sich nicht voraussagen. Und was die Ausbildung häuslicher Angestellter

anbetrifft: wir haben momentan eine ziemlich starke Einwanderung aus den österreich-ungarischen Kronländern; so lange diese anhält und die hiesige Hausarbeit noch auf Jahre hinaus von diesen Mädchen getan wird, denkt man an eine Änderung der Verhältnisse nicht; und so lange wird die Haushaltslehrerin keine Gelegenheit finden, ihre Kenntnisse anders als in der Eigenschaft als häusliche Angestellte zu verwerten.

### Die Handarbeitslehrerin.

Wäre die oben geschilderte Aussichtslosigkeit überhaupt einer Steigerung fähig, so müßte diese für dieses Kapitel in Anspruch genommen werden. Wie erinnerlich, hat auch die Schulbehörde in ihrer Auskunftserteilung dies bestätigt. Und ich habe in anderer Verbindung bereits erwähnt, daß selbst die Damen, welche in früheren Jahrzehnten ein bescheidenes Brot auf diesem Gebiete erwerben konnten, sich heute vis-à-vis de rien befinden. Der berechtigte Einwurf, daß die Schule moderner Kunstarbeiten nichts gemein hat mit der weiland Strick-, Häkel- und Stickhschule, hat auf unser Thema keinen Einfluß. Die Tatsache besteht, daß für die eine wie für die andere zurzeit keine Schülerin zu haben ist; und bis zu gewissem Grade möchte ich dafür die unheilvolle, gerade in Deutschland übliche moderne Tendenz verantwortlich machen, bei jeder Gelegenheit eine vollgefüllte Schale des Spottes auszugießen über das junge Mädchen der letzten Generation, mit seiner harmlosen Freude an Handarbeiten. Ich stehe gewiß mitten in einem verantwortlichen Berufsleben, neuzeitlich genug ist dieses wie mein

ganzes Leben überhaupt, zu Handarbeiten habe ich seit meiner allerfrühesten Backfischperiode keine Zeit gehabt — aber ich habe es niemals nötig gefunden, von der weiblichen Handarbeit zu sprechen als von einer halbidiotischen Beschäftigung, deren Anhängerinnen nur das volle Mitleid moderner Frauen verdienen! Welches junge Mädchen wird sich denn der Gefahr aussetzen wollen, wie ein schwachsinziges Wesen, wie der verkörperte Anachronismus angesehen zu werden! Und doch kann es unmöglich geleugnet werden, daß auch unter den heutigen Verhältnissen die Handarbeit und damit der Unterricht in dieser Kunstfertigkeit florieren könnte und es wahrscheinlich würde, wenn man das heutige junge Mädchen nicht geradezu lehrte, sich dieser Neigung zu schämen — ebenso wie es sich anscheinend auch eines etwaigen Geschmacks an Haushaltspflichten schämen muß. Nicht jedes Mädchen aus sorglos situierter Familie kann und nicht ein jedes soll Geld verdienen gehen, wenn alle Brot haben sollen; und das Schöne und Heitere im Leben zu pflegen kann niemals der Beruf des jungen Mädchens aus dem Proletarierstande sein — die Tochter wohlhabender Eltern ist es, die diese Seite unseres heutigen Lebens ins Auge fassen sollte. Es ist mir, der erwerbenden Frau, absolut unmöglich, eine höhere Achtung zu empfinden für das Mädchen an der Schreibmaschine oder am Billett-schalter, als für das mit einer Handarbeit beschäftigte; ja, es können spezielle Gründe vorhanden sein, wo sich die Schale ganz erheblich dem letzteren zuneigen möchte. Extreme sind jederzeit vom Übel; ebenso wie wir den früheren Fehler eingesehen haben, der gemacht wurde, indem man die Tochter gebildeter Stände um keinen Preis einen Beruf ergreifen

ließ, der wie ein Erwerb ausjah, ebenso sollten wir nicht anstehen zu prüfen, ob wir nicht im Begriff stehen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die Zeit wird unfehlbar kommen, da ich mit dieser meiner Theorie gerechtfertigt dastehen werde, mag man in deutschländisch-fortschrittlichen Frauenkreisen heute nur ein mitleidiges Lächeln dafür haben! Mir weitet sich das Herz, wenn ich lese von den Leistungen der Haushalts- und Handarbeitschulen in Deutschland! Ja, aber wir können doch nicht lauter Lehrerinnen auf diesen Gebieten haben, wir brauchen Schülerinnen, und woher sollen sie kommen, wenn man in hämißcher Weise Haus- und Handarbeit als einer heutigen Frau unwürdig hinstellt! Und weshalb unwürdig? Kann vielleicht die heutige Frau nicht, wie wir es taten, denken, indes die Hände beschäftigt sind? Muß sie immer tiefsinnig das Denkerhaupt in die Hände stützen, wenn ihr Geist die Wege wandert, die Neigung ihm vorschreibt, und Ausbildung ihm ermöglicht? Möge man in unserem Vaterlande dies Mahnwort so auffassen, wie es gegeben wird: Als Resultat der Erfahrung, als Ausdruck einer innigen Vaterlandsliebe! Heute haben wir hier schon kein junges Mädchen, das sich im Haushalte oder mit einer Handarbeit beschäftigen will — in zehn Jahren wird man in Deutschland auf demselben Standpunkt stehen — was dann? Wir hier haben noch immer Nachschub aus fremden Ländern gehabt — was aber soll werden, wenn eine Nation vergessen hat, sich Aspiranten zu sichern für Berufsarten, die niemals entbehrt werden können, die über allem Wechsel der Zeiten stehen? Nach dem Ausland ist, wie wir sehen, für Deutschland kein Abfluß an gebildeten Erwerbsbeflissenen mehr zu erwarten

— das Fazit wird also früher oder später heißen: ein weibliches Bildungsproletariat!

Doch um zu unserem Thema zurückzukehren: eine Handarbeitslehrerin hat also nicht die geringsten Aussichten auf Erfolg — sei es hinsichtlich der Anstellung an einer Schule, sei es als Erteilerin von Privatstunden. Ich muß oft staunen darüber, daß man in Europa so ganz und gar nicht darüber unterrichtet ist, es gar nicht nötig findet, sich erst zu erkundigen, ehe man sein Alles auf eine Karte setzt! Über diesen Punkt könnte man sicherlich von allen Seiten her belehrt werden. Es berührt mich oft aufs schmerzlichste, wenn ich Briefe erhalte von Damen, die, soeben gelandet, mir mit berechtigtem Stolge von den Auszeichnungen erzählen, die sie in europäischen (deutschen, Wiener oder Pariser) Akademien sich erworben haben. Sie kommen voller Hoffnungen hierher in dieses Land, in dem sie die größere Zahlungsfähigkeit und Zahlungswilligkeit, die größere Nachfrage vermuten. Sie sind überzeugt von einem dreifachen Erfolge: Eröffnung einer Handarbeits-Schule, die auf der Höhe modernen Kunstverständnisses steht; oder Anstellung an erstklassiger Privatschule, Privat-Unterricht; und dann Vertrieb ihrer künstlerischen Erzeugnisse mit der Hoffnung auf Nachbestellungen.

### Handarbeit als Verdienst.

Dieser letztere Punkt nun führt uns auf ein anderes Gebiet hinüber: auf das der Handarbeit überhaupt, der Handarbeit als Erwerbszweig. In denselben Briefen, in welchen die Damen mir ihre obenerwähnten Zukunftspläne auseinandersetzen, findet sich fast regelmäßig ein Anerbieten

folgender Art: Sie sind im Besitze wunderbarer Spitzen, Altardecken, Tafelgedecke oder bunter Tischdecken, die sie mir gerne zur Ansicht vorlegen möchten, um zu beweisen, daß und wie wohl sie berechtigt sind, auf einen erstklassigen Erwerb in dieser Branche zu reflektieren. Diese Ärmsten müssen mich für gefühllos einer ehrlich strebenden Mit-schwester gegenüber, für gleichgültig gegen die Kunst halten — es ist nämlich ganz aussichtslos, sie an einen Platz zu stellen, wo ihre Kunstfertigkeit nicht bloß eine theoretische Würdigung (denn diese wird ihr ja unstreitig zuteil), sondern namentlich auch eine lukrative Verwertung fände. Ich kann ihnen nichts weiter empfehlen als die vorrätigen Arbeiten in einer unserer „Exchanges for Women's Work“ auszustellen, und abzuwarten, ob sich ein Käufer findet, — oder in den Geschäften für kirchliche Gegenstände, in den großen Department-Firmen persönlich nachzufragen, ob man auf die fertigen Gegenstände einerseits, auf fernere Lieferungen seitens der Damen andererseits reflektiere.

Mit schwerem Herzen gebe ich diesen einzigen Bescheid, denn ich kenne das Resultat schon im voraus: weder im einen noch im anderen Falle ist aus hundert Fällen auch nur sechsmal ein Erfolg zu verzeichnen. Häufig meldet man mir dann verzweiflungsvoll die Resultate. In den Geschäften wurde den Damen eröffnet, daß man die Gegenstände „billiger importiere“; manche haben „mehr Hände zur Verfügung, als sie je beschäftigen können“, und in den „Exchanges“ erklärt man, die Sachen seien zu hoch im Preise. Es ist dieses letztere Absatzgebiet in der Tat sehr problematisch — meiner Erfahrung nach! Ich lese wohl immer die günstigen Ausweise über die segensreiche

Tätigkeit dieser Verkaufsstellen, in der Praxis ist mir aber kein einziger Fall bekannt, wo Unterhandlungen meiner Schützlinge zum Ziele geführt hätten. Woran dies liegt, bis zu welchem Grade diese selbst dafür verantwortlich sind, entzieht sich meinem Urteile. Es mögen wohl meistens materielle Gründe obwalten. Diese Anstalten erheben vorerst eine Mitgliedgebühr von drei bis fünf Dollars jährlich; dann werden zehn Prozent des Verkaufspreises in Abzug gebracht, wenn die Sachen einen Käufer gefunden haben. Meine Erfahrungen berechtigen mich zu folgendem Schlusse: Solange unsere Damen noch im Zeichen der Siegesgewißheit stehen, mögen sie sich diesen ihnen zu hart erscheinenden Bedingungen nicht fügen und den tatsächlich unsicheren Aussichten kein Geld opfern. Und treibt die Not sie später, den Strohalm zu erfassen, dann sind sie nicht mehr imstande, die Einzahlung zu leisten. Die Verkaufsstelle der „Young Women's Christian Association“ stellt allerdings weit liberalere Bedingungen, doch ist es fraglich, ob man da für die allerbesten Sachen das geeignete Absatzgebiet findet. Diese fast sicher eintretende Notlage ist es nun, die jene drei Punkte erschafft, welche wie erwähnt, unserer Aspirantin die ersten Enttäuschungen bereiteten. Es geht nunmehr ums trockene Brot, ums nackte Leben — und nun kann ein spekulatives Geschäftshaus von ihr selbst dieselben Sachen „billiger importiren“, als die Dame noch vor wenigen Wochen sie zum Verkauf anbot; das andere Geschäft kann nun noch mehr „Hände zu jedem offerierten Preise haben“; und der „Exchange“ würde man die Arbeit ohne eigenen Preissatz, ohne irgendwelche eigenen Wünsche überlassen, wenn die Statuten über-

haupt gestatteten, die Arbeit ohne Hinterlegung des Mitgliederbeitrages anzunehmen — was natürlich nicht der Fall ist.

Die wunderbarsten Vorschläge werden mir dann unterbreitet: in meinem „großen Bekanntenkreise“ die Arbeit zu verkaufen — oder zu verlosen! irgend einen Millionär zum Ankauf zu bestimmen, „was kann es denn diesen Leuten ausmachen!“ einmal sollte ich Fräulein Helene Gould bitten, in ihrem Freundeskreise ein Sofaissen zu verlosen! — Eines über alle Begriffe traurigen Falles erinnere ich mich; es handelte sich um eine ältere Dame, Künstlerin in ihrem Fache — pünktlich jeden Monat saß sie mit ihrem immer leichter werdenden Köfferchen auf der Straße. Da fand sie jemanden, der ihr, entgegen meiner eigenen Gepflogenheit, riet, doch einmal die Arbeiten (unter anderem erinnere ich mich einer wunderbaren Decke) zu Millionärinnen einfach hinzutragen, dort zu lassen und die Dame sozusagen vor die moralische Verpflichtung zu stellen, die Arbeit zu behalten. Leider besaß die Dame ein weniger zartbesaitetes Gemüt, als man ihr zugetraut hatte, sie dachte gar nicht an die Decke und an das Glend ihrer Schöpferin, ging auf Reisen und beraubte so, wenn auch ohne Absicht, das arme Geschöpf seines besten Vorzeigestückes auf Monate hinaus. Unter dessen erhielt die letztere Nachricht von einem Geschäftshause, „die vor einiger Zeit präsentierte Decke vorzuweisen; eine maßgebende Persönlichkeit der Firma wolle sie sehen und eventuell darnach bestellen.“ Man kann sich die Verzweiflung vorstellen: halbverhungert das winkende Brot nicht erreichen zu können! Nach der Rückkehr der reichen Dame kein Wort des Bedauerns, der Entschuldigung! Die Decke

wurde zurückgegeben in schrecklichem Zustande — das sind die „reichen Leute“, die unseren lieben Europäern völlig die Köpfe verdrehen, das sind die Götter, neben denen andere Sterbliche nicht existieren; das ist die Fata morgana, die sie aus dem Vaterlande in eine unabsehbare Wüste lockt. Unsere reichen Leute! an die wir hier im ganzen Leben keinen Gedanken verschwenden! mit deren Existenz kein Mensch rechnet! Wenn man die Briefe mancher unserer Landsleute liest, dann wächst ein Vorurteil gegen sie in uns auf, denn man sagt sich: sie kommen nicht nach Amerika selbst, sie kommen zu unseren „reichen Leuten“. Und wenn sie sich auch nur auf ihre wertvollen Leistungen stützen wollen, wenn sie für das, was sie erwarten, reichliches Äquivalent zu bieten haben: dieses Betonen breitet um sie einen Hauch unwürdigen Schmarozbertums, dessen wir anderen Deutschen uns oft schämen. —

Die Handarbeit selbst nimmt einstweilen hier eine eigentümliche Stellung ein: nach oben nur wenigen zugänglich, nach unten bisweilen recht naiv. Jedes größere Geschäft offeriert uns Kunstarbeiten erster Klasse zu Preisen, die dem armen Sterblichen, der gerade erst beim Einsammeln der ersten Million ist, die Tränen in die Augen treiben. „Importiert!“ schnarrt uns die Verkäuferin an, mit dem Unterton: „Dir habe ich gleich angesehen, daß das nichts für dich ist!“ — Wenn diese Sachen der Künstlerin, die sie anfertigt, das einbrächten, was nach Abzug des Materials und eines annehmbaren Rabatts für das Geschäft übrig bleibt — ja, dann könnte die Arbeiterin existieren! Das ist aber nicht der Fall. Hier haben wir das umgekehrte Verhältnis von dem in bezug auf Ausbildung herrschenden: hier gilt der

Prophet nichts im Vaterlande; die Sachen müssen „importiert“ sein. Dann ist kein Preis zu hoch; wenn aber dieselbe Arbeiterin, die den Gegenstand draußen in Europa herstellte, herüber kommt, um ihn hier zu erschaffen — dann ist er eben nicht mehr importiert, und mit seiner Erwerbung könnte man sich nicht etwas leisten, was anderen versagt ist — also erwirbt man ihn nicht. Damit müssen die Geschäftshäuser rechnen. In den besseren Bürgerkreisen werden, als letztes Überbleibsel der vielverspotteten Töchtererziehung früherer Jahre, noch immer gute Handarbeiten selbst gemacht, kaum jemals etwas fertig gekauft, und vieles bringt man sich aus Europa mit. Und weiter hinab — da kann jedermann alles! Unterscheidungen gibt es da nicht. Und es kann einer preisgekrönten Akademiestülerin, die stolz ihre Preisarbeit vorzeigt, passieren, daß man ihr sagt: „Ach ja, meine elfjährige Kleine arbeitet auch diese Sachen! und hat nie Unterricht genommen! nur vom Sehen! die ist so geschickt, das geht der wie nichts von der Hand . . .“

Wie mit der Mode, so ist es hier auch mit diesen Arbeiten: es artet alles sofort in Epidemien aus. Dann sitzen die Handwerkersfrau und unseres Milchmanns Gattin, die Greisin und das zehnjährige Mädchen beisammen in der Sommerfrische und arbeiten — Kunst. In dem einen Jahre näht jede weibliche Hand vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean Renaissancecedechen, das nächste Jahr Plattstich, das folgende Teneriffa (die Bezeichnung „sogenannt“ mag man bei alledem hinzudenken). Was an Herabwürdigung dieser Dinge hier geleistet wird, das schreit zum Himmel. Mir erzählte kürzlich eine Dame, sie erinnere sich eines „Renaissancesommers“ auf dem Lande, der ihr noch heute in der

Erinnerung eine Gänsehaut produziere: fingerbreites Bändchen mit dickem Garn zusammengeschnürt, Spinnen wie Taler, zwei Duzend Hände dasselbe Muster arbeitend — „und alles schwamm in Entzücken“. — Es ist etwas Schönes um ein Selbstvertrauen, für das es Grenzen des Könnens und Erfassens nicht gibt!

Nun zurück zu den Aussichten! Wer Zeit hat, abzuwarten, dem mag sich Gelegenheit bieten, Duzendarbeiten für ein Geschäft in Auftrag zu bekommen. Und trifft es sich günstig, so erkennt man dort eine wertvolle Kraft, sucht sie sich zu sichern und vertraut ihr Besseres an; so mag sie später dazu gelangen, ihre Eigenart, eigene Entwürfe, kurzum ein größeres Können zur Geltung zu bringen — immerhin mehr oder weniger Glückssache, und zwar aus dem Grunde, weil es Spezialgeschäfte dieser Art (also Zentralstätten für diesen Kunstzweig) nicht gibt. Die großen Department-Firmen, die wertvolle Handarbeiten führen, sehen in dieser Warenbranche selbstverständlich nichts anderes als einen Teil des Warenlagers, so gut wie die Abteilungen für Silberzeug oder Reisetaschen. Besitzt jemand schöpferische Eigenart, erdenkt sich Nouveautés, die vielleicht den Vorzug besitzen, fesselnd und brauchbar zugleich zu sein, einem bisher ungestillten Bedürfnis abzuhelpfen — stellt man dann solche Dinge einer „Exchange“ zur Verfügung, so kann man Glück haben, denn nach Artikeln dieser Art ist man dort stets auf der Suche. Aber nur: sobald die Epidemie einsetzt, ist's vorbei. Und die setzt ein, sobald ein Gegenstand in Umlauf kommt. Und wie gesagt, man muß in der Lage sein, abwarten zu können.

**Kunstgewerbe.**

Alles vorher Geschilderte gilt auch von diesem Gegenstande — ja in womöglich noch höherem Grade! und zwar aus folgenden Gründen: Die Nadel-Arbeiterin kann immerhin abwärts gehen bis dahin, wo sie Brot findet; sie kann nicht nur Luxus-, sondern auch Gebrauchsgegenstände anfertigen, und sich nützlich machen. Zweitens ist das Bedarfssfeld hier ein viel kleineres, es wird erschöpft durch Wohnungs-Ausschmückung und Geschenke, während dort das riesige Gebiet der Toilette mit inbegriffen ist; und endlich ist die Handarbeit weibliches Monopol, aber nicht wenige Männer widmen sich dem Kunstgewerbe. Vor ungefähr zehn Jahren tauchte hier die Brandmalerei auf, und kurze Zeit hindurch war sie als Lehrfach sowohl wie als Verkaufsgegenstand eine wirkliche Goldmine — bis eben die Epidemie einsetzte! Seit der Zeit kann man in allen Warenhäusern für geringen Preis (für weniger als damals das bloße Holz kostete) den Gegenstand aufgezeichnet und womöglich gleich fertig gebrannt bekommen; und die naive Beurteilung dieses an sich so herrlichen Kunstzweiges seitens der unteren Klassen hat ihm vollends den Todesstoß gegeben. Ich hatte damals meine Tochter darin ausbilden lassen, und als sie die verschiedenen Kurse absolviert hatte, verehrte sie als Geschenk zur silbernen Hochzeit den Eltern ein herrliches Wandgemälde, eine Szene aus einem Shakespeareschen Drama darstellend: Tiefbrand, Schnitzerei usw. Man denke sich der Ärmsten Gefühle, als bald darauf eine das Zimmer scheuernde Putzfrau uns mit der Kritik erfreute: „Ach ja, in unserem Hause wohnt ein Junge, der macht auch solche Sachen,

das geht dem von der Hand wie gar nichts, es ist ja auch so leicht." . . . Die Schöpferin des Bildes, die Wochen daran gearbeitet hatte, tat mir leid, und so unterbrach ich den Wortschwall: „Na ja, Frau N., es gibt viele Unterschiede! solche Arbeiten macht der Junge wohl nicht . . .“ „Nein freilich, so große Sachen nicht, das Holz muß ja viel gekostet haben . . .“ Wir flüchteten beide aus dem Zimmer, um uns nebeneinander zu lachen.

Schon der Name, dem man diesem Kunstzweige gab: „Pokerwork“, war einer feinfühlenden Natur bedeutsam für die Einschätzung dieser Arbeit — ein „Poker“ ist ein Schürhaken, also verglich man die Ausführung mit der Beschäftigung des Warenhausarbeiters, der Frachtstücke mit eingebrannten Nummern markiert. Mit Lederbrand ging es nicht besser. Metall- und Nagelarbeiten in all ihren vielen Stufen und Abzweigungen sind, ebenso wie Kerbschnitzerei, niemals richtig in Aufnahme gekommen. Diese Sachen waren zu mühevoll und „machten nichts aus“, diese Arbeiten gingen nicht schnell genug.

Es soll damit gewiß nicht gesagt sein, daß es hier an Leuten fehlte, die feines Kunstverständnis besitzen — gewiß gibt es sie! Es existiert sogar ein Kunstgewerbe-Verein, doch habe ich von seiner Wirksamkeit in der Öffentlichkeit noch nie etwas erfahren. Aber jene erwähnte Gesellschafts-klasse kennt nicht das Gefühl ihrer europäischen Standesgenossen: Davon verstehen wir nichts! oder: Das ist nichts für uns! O nein, man stürzt sich in seiner Weise darauf und — entwertet die Kunst denen, die sie schätzen. Ganz gewiß nicht in der Idee, aber doch in der Anwendung. Unseren Geschäftshäusern kann man es natürlich nicht ver-

denken, wenn sie diese Richtung ausbeuten und „Kaviar fürs Volk“ darbieten. Wer aber hegt noch Verlangen nach Dingen, die, wenn auch in Nachahmung, in den Staub gerissen werden? Man hat hier nur immer zu flüchten vor der Profanation alles Schönen, vor der Verallgemeinerung von Dingen, die am besten exklusiv blieben, um der Entwertung zu entgehen.

So ist es auch mit Kleidermoden. Ich z. B. bin in 100 Fällen überhaupt nicht dazu gekommen, eine gewisse Mode mitzumachen, weil ich mich nicht beim allerersten Auftauchen mit Vehemenz darauf stürze; und bis man sich dazu entschließt, ist sie längst hinabgerutscht in Kreise, mit denen zu konkurrieren nicht zu meinen Wünschen gehört. Unser Mädchen legt dann vielleicht gerade diesen Gegenstand als für sie passé beiseite. Ich bin längst dahin gekommen, die Exklusivität zu wählen, die in einem Verzicht auf Augenblickslaugen der Mode liegt — sie wahren zu können, kann man sicher sein. — Und ganz so ist es mit der Kunst: Wo sie so hoch hinauf ragt, daß auch der Mittelstand sie nur aus der Ferne anstaunen kann, da bleibt sie Kunst! Weiter herab sinkt auch das Schöne zum Profanen herunter. Und Handarbeit wie Kunstgewerbe ermöglichen dieses Herabzerren nur allzuleicht. Und deshalb warne ich aufs dringendste vor der Illusion, hier vielleicht in diesem Felde reüssieren zu können.

### Malen und Zeichnen.

Daß es heutzutage möglich ist, diese beiden Fächer vielfach und sehr lukrativ zu verwerten, ist eine Tatsache, die ich hier nicht erst zu betonen brauche. Was wird heute

nicht alles be- oder gemalt! Leder und Holz, Papier und Zelluloid, Glas und Porzellan, Schmuck, Gewebe aller Art . . . Und gewerbliches Zeichnen kann ein begabter Mensch zu einem äußerst einträglichem Erwerb gestalten. Es sei daher ferne von mir, talentvollen Menschen ein eventuelles Gelingen abzuspochen. Nur das Eine muß ich pflichtgemäß betonen: Es muß eine hervorragende Kraft, ein schöpferischer Geist sein, der sich weit über die Mittelmäßigkeit erhebt — wenn er hier mehr als bloß vegetieren will. Denn auch in diesem Fache sucht man hier sehr eifrig, und auch sehr erfolgreich, die Nachfrage zu decken. Nur originelle Ideen, neue fremde Erscheinungen, bahnbrechende Techniken, eigenartige Genres — kurzum alles aus dem ausgetretenen Geleise Hinausführende dürfte auf besonderen Erfolg rechnen. Sezession in gemäßigter Form müßte es sein, denn das ganz extreme Genre findet hier wenig Gegenliebe.

Indessen bitte ich dringend, die folgenden Punkte wohl zu berücksichtigen: Erstens gibt es wirklich fühlbaren Bedarf an Kräften hier überhaupt nur ganz ausschließlich auf dem Felde der einfachsten Arbeit; auf allen anderen Gebieten ist das Unterkommen eben eine Zufalls- und Glückssache, Lücken auszufüllen gibt es nicht. Zweitens gilt hier wiederum, was ich früher von den ausgezeichneten Ausbildungsmöglichkeiten gesagt habe. Wir haben vorzüglichen freien Unterricht, und die überaus zahlreichen Gelegenheiten werden in vollem Maße in Anspruch genommen; alle Klassen und Kurse sind zu äußerster Fassungsmöglichkeit gefüllt. — Und drittens ragt auch hier wieder die unselige Profanation und Imitation herein. Hier ein Beispiel:

Vor einiger Zeit erhielt ich Brief um Brief, sämtlich von der Klasse gebildeter Eingewanderter, von denen dieses Werkchen handelt. Am Ende ihres Witzes angelangt, ratlos bis zur Verzweiflung, fragten sie bei mir an, ob ich ihnen raten würde, sich um einen Verdienst zu bewerben, der in letzterer Zeit als sehr lukrativ und „vorzüglich für Damen geeignet“ in allen Zeitungen annonciert werde: „Stamping Transfers“. Nun bin ich ja so ziemlich eingeweiht in alles, was legitimerweise in das Erwerbsleben der Frauen hineinragt — aber „Stamping Transfers“ war mir noch nicht vorgekommen. Ich riet also meinen Schülern, erst zu warten, bis ich Erkundigungen eingezogen hätte; dann fragte ich öffentlich an, bat um genaue Details bezüglich dieses neuesten Frauenberufes. Wenige Tage später hatte ich 28 Briefe in der Hand, davon lautete ein einziger schonend, indem die Schreiberin sagte, sie wolle die Sache nicht geradeheraus als Schwindel bezeichnen, da man ja offenbar, wie sie an betreffender Adresse gesehen, ganz hübsche Sachen herstellen könne, doch rate sie Unerfahrenen, die Hände davon zu lassen. Von allen übrigen 27 Briefen ist der nachstehende ein genaues Beispiel. „. . . . Wirklich nur aus Schonung für Sie, auf Rücksicht auf Ihre so in Anspruch genommene Zeit geschah es, daß ich, anstatt mir erst bei Ihnen Rat zu holen, selbständig auszog, um zu erfahren, wie man etwas verdienen könnte durch „Stamping Transfers“. . . . Ich betrat also ein winzig kleines Zimmer im ersten Stockwerk eines Geschäfts-Gebäudes und sah mich einer kleinen gefärbten, unordentlichen Person gegenüber — der richtige Wahrsager-Typus! Das erste, was sie mir sagte, war, daß ich, ehe sie den „Unterricht“

beginne, drei Dollars hinterlegen müsse — als Lehrgeld. Als ich daraufhin nicht flüchtete, schloß sie auf meine Zahlungswilligkeit und ich durfte das Allerheiligste betreten. Ein Zimmer von gleichen Dimensionen mit zwei Tischchen und vier Stühlen. Auf den ersteren waren ganz — aber schon ganz gewöhnliche Steingutteller aufgestapelt, und an dem einen Tischchen saß ein Weib gleichen Kalibers, nur der Abwechslung halber mit insam gebleichten Haaren. Ihr gegenüber ein Opfer: ein junges Mädchen, das ordentlich hilfeschend um sich blickte. . . . Verehrte Dame, es ist der lächerlichste Schwindel, eine Bauernfängerei ohnegleichen! Ich sah natürlich sofort, woran ich war, hielt es aber am besten, mich dumm zu stellen, denn ich wollte doch gerne wissen, in welcher Weise diese würdigen Damen die Sache anstellen würden. Wahrscheinlich spielte ich meine Rolle sehr gut und sie glaubte mich sicher im Garn zu haben, denn sie erklärte, sie wolle mir die Sache zeigen, obwohl sonst das Geld im voraus zu entrichten sei. Also nach den erlegten drei Dollars solle ich ein Duzend Teller und ein Duzend Abziehbilderchen von ihnen (extra) kaufen; einen Probeteller und Bildchen bekomme ich frei, das sei derselbe, auf dem sie mir die Sache zeigen wolle. Nun nahm die würdige Dame diesen Teller (der wie gesagt von einer empörenden Qualität war) und placierte unter unglaublichen Bemühungen und Benützung einer Gummivalze (die man ihr auch abkaufen muß) ein kleines Abziehbildchen auf den Rand des Tellers. Gewiß erinnern Sie sich aus Ihrer Kinderzeit dieser Bildchen. Wir haben sie in jedes Buch geklebt und es hat uns nicht halb so viel Umstände gekostet wie dieser ehrenwerten Madame. Das also war es, was

unter dem Namen, „Stamping Transfers“ zu verstehen ist. Auf meine Frage, wo ich denn den Unterricht erhalte, für den ich die drei Dollars zahlen müsse, sagte sie, der bestünde darin, daß ich täglich zu Hause einen Teller mit zwei Bildern zu bekleben habe, und diesen Teller täglich zur Ansicht bringe; am sechsten Tage, wenn die Bilder tadellos auf den Teller abgezogen seien, bekäme ich einen Teller und ein größeres Bild, und wenn sie dasselbe für fehlerfrei erkläre, so sei die Lehrzeit bestanden. — Und nach Annahme des Probetellers bekomme man dann die Arbeit, \$ 1.50 für ein Duzend Teller, aber sie müßten natürlich tadellos ausgeführt sein, sonst müsse man die Teller bezahlen. Als ich nach meinem Taschentuche suchte, um mein Lachen zu verschleiern, fing ich einen triumphierenden Blick auf: die Gefärbte telegraphierte der Geblichten: Dieses Schaf haben wir im Garn! Ich aber erhob mich, dankte freundlich und sagte, daß ich die Sache mit meinem Manne besprechen müsse. Nun aber die Wut: Was? Ich sei verheiratet und habe das nicht gesagt? Sie habe geglaubt, ich sei eben von Deutschland gekommen und sie habe mir helfen wollen, mein Brot zu verdienen. Ich entfernte mich mit aufrichtigem Mitleid für das arme Ding dort drüben, dessen 3 Dollars sie offenbar schon in der Tasche hatten. Ehemänner scheinen im Kundenkreise der Damen sich keiner sonderlichen Beliebtheit zu erfreuen. . . .“ — — Was ich nun aus allen anderen Briefen noch erfuhr, das war, daß diese Kunst-erzeugnisse als Handmalerei verkauft werden; ferner, daß es die geschilderten Sybillen so einzurichten verstehen, daß unter zehn Tellern höchstens fünf „gut befunden“ werden; die anderen bekommen sie bezahlt, und weil mit dem scheuß-

lichen Zeug kein Mensch etwas anfangen kann, so läßt man sie ihnen. Sie verträsten dann ihre Opfer aufs Besserwerden und halten sie so lange hin, bis diese es müde werden und wegbleiben. Ihr Geld sind sie los und haben einige Wochen Zeit verloren. Inzwischen sind wieder hundert andere ins Garn gegangen, denn die Sache bezahlt sich so gut, daß nicht nur in allen Blättern dauernde Anzeigen gehalten werden konnten, sondern auch eine Filiale in Brooklyn eröffnet wurde. Nach diesen Enthüllungen wurden seitens der Staats-Zeitung sofort die Anzeigen zurückgewiesen.

Die ganze Sache beweist aber, wie richtig derjenige spekuliert, der einen noch so schäßigen Erwerbszweig darbietet — eine Gelegenheit, auf die Hunderte gierig lauern; und wie aus den Worten des Weibes hervorzugehen scheint, sind die neueingewanderten Deutschen, und unter diesen die alleinstehenden Mädchen, die dankbarsten Objekte. — Was aber soll man von einer solchen Profanation der Porzellanmalerei halten?

Um nun nochmals auf die Aussichten für Erwerbssuchende zurückzukommen: Nachfrage ist vorhanden, aber ich hege keinen Zweifel, daß das Angebot sie voll deckt. Es wird viel und Gutes geleistet; allerdings auch viel gepfuscht von den Massen, die „alles können“. Aber die Konkurrenz hilft auch dies erschweren. Und auf beiden Seiten gleiches Können vorausgesetzt, so wird doch die mit den Verhältnissen vertraute Aspirantin siegen. Sie kennt die zum Erfolg führenden Schritte, sie kennt die Absatzgebiete. Sie hat Anhalt und Rückhalt an ihrer Familie, ihren Freunden und — hauptsächlich: sie ist eine Graduierte hiesiger Unterrichts-

anstalten, für die der Amerikaner eine geradezu zärtliche Schwäche selbst dann haben würde, wenn sie weniger Gutes leisteten, als es tatsächlich der Fall ist. Alles dies schützt die hier einheimische Erwerbende — sei sie gewerblich tätig, sei sie Künstlerin im idealsten Sinne — davor, zur Bohème herabzusinken, von der mir in Gestalt Eingewanderter schon recht unsympathische Exemplare vor Augen gekommen sind. Für Bohème, sei sie nun gewollt oder durch die Not aufgezwungen, hat man hier absolut keine Sympathie. Man verlangt hier entschieden ein gänzlich unauffälliges Wesen, eine gut bürgerliche Wohlständigkeit im Äußeren und in der Lebensweise. Und solange ein Beruf nicht wenigstens diese unbedingt garantiert, so lange ist es nicht ratsam, das Wagnis zu unternehmen, auf gut Glück hierherzukommen.

### Die Photographie.

Als die Photographie zuerst als weiblicher Erwerbszweig hier in Erwägung kam, da schien sich ein weites Feld zu eröffnen. Aber an der Pforte harrten Legionen des ersehnten Einlasses, und ein verhältnismäßig kurzer Zeitraum hat genügt, auch ihn der langen Liste der überfüllten Berufe anzureihen. Wenigstens hatte ich gerade jetzt wieder Gelegenheit, eine kleine Umfrage zu veranstalten im Interesse einiger meiner Leserinnen in Kanada, die sich den Vereinigten Staaten zuwenden wollten. Obwohl mir bekannt, daß andere Leserinnen vergebens um Beschäftigung in diesem ihrem Berufe sich bemüht hatten, und obwohl ich eine Dame kenne, Experte im Fach, die zu dauerndem Verbleib nach Deutschland zurückgekehrt ist, wollte ich dennoch nicht entmutigend antworten, ehe ich 'genauen fachmännischen Bescheid

hatte. Ich wandte mich an leistungsfähige Firmen, deren Inhaber mir als rechtlich, unparteiisch, vernünftig bekannt waren und die ganz gewiß nicht das leiseste Interesse daran hatten, die Hoffnungen der Damen zu vernichten. „... Ihre Schützlinge mögen ja gelegentlich ein Plätzchen finden, ein jeder kommt ja wohl mal irgendwo unter, aber ein Bedarf ist nicht vorhanden, und jedes leistungsfähige Haus hat eine Warteliste von Aspirantinnen daliegen, die auf eine eintretende Vakanz sehnsüchtig harren. Und kleinere Firmen sind unter heutigen Verhältnissen nicht imstande, gut zu honorieren, oder auch nur eine Stellung dauernd zu garantieren . . .“ Das war die Quintessenz der Bescheide. — Darüber hinaus will ich mir kein Urteil erlauben. Erwähnt sei nur noch, daß auch dieses Fach nahezu unentgeltlich gelehrt wird, und zwar von der „Young Women's Christian Association“.

### Oper und Drama.

Unter allen Erwerbsbedürftigen ist nach meinem Urteile die bedauernswerteste die Schauspielerin oder Chorsängerin ohne festes Engagement. Ich habe welche unter meinen Korrespondentinnen, die schon seit vielen Jahren zu meinen Schützlingen gehören. Sie tauchen auf, verschwinden, kommen wiederum zum Vorschein — und ihr Los ist Elend! Sie sind auch zu nichts sonst brauchbar, sind hilflos bis ins Extrem, und so arm, daß es wirklich ein Wunder zu nennen ist, daß sie überhaupt wieder auftauchen; wenn ich eine Zeitlang von einer oder der anderen nichts gehört habe, so lege ich mir oft die bange Frage vor: ob sie ein Ende gemacht, oder — ein solches mit Schrecken

genommen hat — auf andere Art? Denn daß hier nur von wirklich braven Mädchen und Frauen die Rede ist, versteht sich von selbst, sonst brauchten sie keine Hilfe. Die eine kann ein Engagement erhalten, kann aber nicht hinreisen, denn sie hat nicht nur kein Reisegeld — nicht einmal einen Koffer für ihr bißchen Eigentum; ihr früherer konnte irgendwo nicht ausgelöst werden und ist ihr mit allem Inhalt verloren; die andere erhält Nachricht von einer Kollegin aus Deutschland, daß es ihren Bemühungen gelungen sei, ihr ein Engagement an ihrem früheren Wohnorte zu sichern; hier ist sie am Verhungern, kann aber nicht zurück, es fehlt ihr an allem: Reisegeld, Garderobe, wohl auch an der Gesundheit. Not und Hunger haben ihr Werk verrichtet. Auch Ehepaare gibt es, die ein so jämmerliches Dasein fristen, daß man den Mut bewundern muß, mit dem sie ihr Elend weiter schleppen; wenn der Mann ein Engagement in San Francisco bekommt, muß die Frau nach Hamburg; nächste Saison ist sie in Milwaukee, der Mann in London usw. Das alles hört sich nicht bedeutend an, „man ist das vom Bühnenvölkchen gewohnt“. Aber die Sache ist furchtbar, wo es sich um arme Leute handelt! der Blick hinter die Kulissen macht einen schauern. Die Leute haben Kinder und sind nicht imstande, Pension für sie zu bezahlen, sie müssen sie mitschleppen; ein Kind erkrankt und die Mutter verliert ihr Brot; indessen hat die Gesellschaft, bei der der Vater angestellt ist, falliert, die Saison neigt ihrem Ende zu und den Leuten starren 4—5 Monate Brotlosigkeit ins Gesicht — wie sollen die überstanden, die Kinder ernährt werden? In einem solchen Falle hat die Mutter mich, ein Ehepaar zu finden, das wenigstens das

jüngste Kind, ein Mädchen von acht Monaten, adoptiere, damit es nicht verhungere. Ich versuchte das Würmchen unterzubringen, da hatte Gott ein gnädiges Einsehen und nahm es zu sich.

Es würde unbegreiflich scheinen, wie ein Mensch überhaupt sich für eine solche Karriere entscheiden kann. Aber es ist die Hoffnung, einmal doch als großes Licht am Bühnenhimmel zu glänzen — ach Gott, diese Hoffnung! Einer Frau habe ich einst beigegeben, ein Klavier zu erwerben, da gab sie denn Klavierstunden billig — es war doch Brot für sie und ihr Kind. Diese Dame hatte das Konservatorium absolviert, man entdeckte eine gute Singstimme an ihr, da ließ sie sich überreden, gegen den Willen der Eltern zur Bühne zu gehen; sie zogen dann die Hand von ihr ab — diese Frau hat entsetzliche Schicksale erlebt!

Im Interesse solcher Leute habe ich es immer geradezu sündhaft gefunden, wenn gefeierte Bühnengrößen ihre fabelhaften Einkünfte verschleudern, wie man Sand um sich streut, obwohl es sonst nicht mein Prinzip ist, einem Menschen den Gebrauch seines Geldes vorschreiben zu wollen, oder den Mißbrauch desselben ihm zu verübeln. Nur in diesem einen Falle wünschte ich etwas mehr Solidarität; um der absoluten Hilflosigkeit der Betroffenen willen, und dann wegen der allzu naheliegenden Versuchung, sein Loß zu bessern, indem man auf seine anständigen Grundsätze verzichtet.

### Der kaufmännische Beruf.

Von der Erwägung ausgehend, daß das amerikanische Volk vorwiegend eine Nation des Handels repräsentiere, daß Geschäftsgeist das Fluidum sei, das alle Verhältnisse

hier durchdringe, hegen viele Ausländer den Glauben, daß der Bedarf an kaufmännischen Kräften jeden Genres hier überhaupt ohne Grenzen sei; oder daß man vor jemandem, der dem Gotte Merkur diene, ohne weiteres das Haupt entblöße. . . . „Ich dachte, da ich in allen Handelsfächern geübt bin . . . hier in der Weltstadt New York . . .“ Man bedenke, daß hier in New York alljährlich eine Armee von Handelschülerinnen die verschiedenen Lehranstalten verläßt und durch die meisten dieser Lehranstalten auch placiert wird. Unseren Volksschulen angegliedert, haben wir hier Fortbildungsschulen, die die für deutsche Begriffe irreführende Bezeichnung „Hochschule“, führen. Die Kurse zerfallen hier in allgemeine, wissenschaftliche, klassische und kommerzielle. Der Unterricht ist völlig frei, aber nicht obligatorisch. Gerade die kommerziellen Klassen sind jederzeit bis zur äußersten Fassungskraft gefüllt und zweimal im Jahre finden die Entlassungen statt. Sodann gibt es Abendkurse, es gibt die sogenannten „Trade Schools“ — alles ohne einen Pfennig Unkosten. Die „Young Women's Christian Association“, die jüdischen Fortbildungsschulen und andere lehren Handelswissenschaften; es existiren eine ganze Anzahl großer Handelsschulen als Privatunternehmen — und alle sind gefüllt. Dazu kommen nun noch direkt aus den Volksschulen diejenigen, die sich ohne Spezialausbildung selbst emporarbeiten: Verkäuferinnen, die sogenannten Cash-Girls usw.

Ich erwähnte mehrfach, daß sich überhaupt kein junges Mädchen dem häuslichen Berufe mehr widmet, und nur ein geringer Prozentsatz wählte bisher die Nadel als

Werkzeug. Der kaufmännische Beruf ist der am ersten zum Verdienst führende, also wendet man sich ihm in hellen Scharen zu; und hier ist es, wo man, wie ich schon bemerkte, neben der Tochter des höheren Bankbeamten die Tochter des Straßentehrsers, des Hafenarbeiters, der Waschfrau und der Drangenverkäuferin vom Eckstande als Vertreterinnen trifft.

Eine Ausländerin hat hier keinerlei Chancen. Abgesehen davon, daß sie es neben diesen Kolleginnen überhaupt nicht aushalten könnte, würde sie niemals mit diesen Mädchen konkurrieren können, selbst da nicht, wo auf Kenntnis der deutschen Sprache reflektiert werden müßte. Bei der überaus starken deutschen Bevölkerung fehlt es nicht an Töchtern von Eingewanderten, welche die deutsche Sprache bemeistern wie das Englische. Und in Gegenden, wo dies nicht der Fall ist, da wird auch die deutsche Sprache nicht verlangt. Perfektes Englisch aber ist unumgänglich nötig.

Übrigens glaube ich auch eine Veränderung sich vorbereiten zu sehen, die ihren Ursprung in der sich bemerkbar machenden Überfüllung der kaufmännischen Berufe zu haben scheint. Nachdem ich nämlich Jahre und Jahre nur immer die Adressen der Schulen für Stenographie und Maschinens schreiben angeben mußte, mehrten sich in neuerer Zeit die Bitten um Angabe von Putzmacherschulen. Es scheint also, als ob sich da ein Wechsel vollziehe, denn vor ein oder zwei Jahren hätten unsere vor der Berufswahl stehenden jungen Mädchen daran nicht gedacht, da waren die kaufmännischen Fächer die einzig möglichen.

**Gartenbau.**

Diesen Beruf erwähne ich hier nur, um mir deutscherseits nicht eine Lücke nachweisen zu lassen. Er existiert hier bis jetzt nicht als Erwerbsgebiet für Frauen — leider! Schon seit der Gründung der deutschen Gartenbauschulen Friedenau und Nieder-Dfleiden habe ich aufs eindringlichste die Gründung solcher Schulen hier befürwortet — mit absolut negativem Erfolge! Einmal war es mir gelungen, die Gattin eines Gärtnereibesizers, die selbst im Geschäft mit tätig war, zu ermutigen, junge Mädchen als Lehrlinge aufzunehmen. Ich veröffentlichte dies, ermutigte nach der anderen Seite hin, hatte auch die Freude, zwei Adressen auszutauschen — die Sache verlief im Sande, woran es lag, weiß ich nicht. Ich erinnere mich aus meiner Korrespondenz einer einzigen Gartenbauschülerin aus Deutschland; sie ist, als ich ihr aus vorstehenden Gründen keinen Wirkungskreis nachweisen konnte, nach dem Süden gegangen — in welcher Eigenschaft, ist mir unbekannt. Also sei dringlichst gewarnt vor einem derartigen Versuche! Deutschland ist uns in vielen Dingen weit voraus — daran ändern auch die lächerlichen Artikel nichts, die von Deutschland aus in die Welt gesetzt werden zur Verherrlichung hiesiger Einrichtungen auf Kosten Deutschlands! Die Verfasser sind niemals hier gewesen, sonst könnten sie derartiges nicht verüben. Unter anderem las ich kürzlich, wieviel Deutschland von Amerika lernen könne hinsichtlich des Schulgarten-Systems; ich las den Artikel einigen Lehrerinnen vor, die sich königlich amüsierten, auf diesem Umwege von ihrer Vielseitigkeit zu hören; sie selbst wußten von dieser Einrichtung nichts.

Dittmar, Die Einwanderung usw.

### Der häusliche Beruf.

Hier kommen wir zu einem interessanten Thema und zu einem Gegenstande, den ich froheren Herzens berühre, als alle anderen, weil der häusliche Beruf der einzige ist, der einigermaßen Aussicht auf Erfolg bietet, wenn auch vielfach schwere Enttäuschungen mit ihm verknüpft sind, und wenn auch in zahlreichen Fällen große Selbstverleugnung geübt werden muß. Wer vorwärts kommen, wer überhaupt leben will, der muß sich damit abzufinden verstehen. Jedes Land hat seine Eigentümlichkeiten und die Berechtigung dazu; und wer durchaus nur nach heimischem Maßstabe leben will, der muß nicht fremde Länder aufsuchen.

Wer die bisherigen Ausführungen sich aufmerksam zu Gemüte geführt hat, der wird sich schon fast selbst ein Bild entwerfen können von der häuslichen Stellung der gebildeten Erwerbsbeflissenen. Ich will flüchtig die Punkte recapitulieren, die unseren Damen Hinweis sein dürften: 1. das Fehlen der Haushaltsschulen und damit der Einschätzung in die gebildeten Berufsarten; 2. die geringere Anzahl von Dienstboten im Mittelstande, wodurch eine von der deutschen verschiedene Abstufung der Hausangestellten bedingt wird; 3. die Bereitwilligkeit und Selbstverständlichkeit, mit der selbst gebildete und wohlhabende Hausfrauen ihre gesamte Hausarbeit selbst verrichten, wodurch ein Hinweis seitens einer hausangestellten Dame, als ob dies oder jenes unter ihrer Würde sei, wie eine Absurdität anmutet.

### Hausdame — Haushälterin.

Wenn ich nicht irre, so unterscheidet man in Deutschland die Haushaltsleiterinnen nach ihrem Bildungsgrade

in Hausdame und Haushälterin, welche erstere zur Repräsentantin wird, wo die Hausfrau nicht nur teilweise zu vertreten, sondern ganz zu ersetzen ist. Und ihr Bildungsgrad regiert die Anforderungen, die man an sie zu stellen sich erlaubt. Nach hiesigem Gebrauche unterscheiden wir: „Managing Housekeeper“ und „Working Housekeeper“ und davon wird wohl der ersteren der Titel: „Lady Superintendent“ beigelegt, falls es sich um eine Anstalt, ein Hospital, ein Hotel — oder auch um den großartigen Betrieb eines Millionenhaushaltes handelt.

So interessant es wäre, über diese Stellung einer Dame in einem der letztgenannten Etablissemments zu plaudern, so muß ich es mir hier doch versagen, da dies gänzlich außerhalb des Rahmens liegt, den ich für diese Arbeit im Auge behalten muß. Eine Neu-Eingewanderte kann (selbst in deutschem Hause oder in deutscher Anstalt) nicht in Betracht kommen. Eine derartige Stellung erfordert langjährige Erfahrung in diesem Lande, Kenntnis von Land und Leuten, Vertrautheit mit den Geschäftsmethoden, mit dem Einkaufswesen, mit der hiesigen Buchführung, mit dem Dienstbotenregiment, korrektes gebildetes Englisch, ohne das sie sich nach keiner Seite hin Respekt zu verschaffen vermöchte.

In unseren reichen Häusern wird diese Stellung meistens bekleidet von einer Dame eigener Kreise, vielleicht einer ärmeren Verwandten; nur vereinzelt vielleicht von einer langjährigen treubewährten Angestellten, die sich der Herrschaft ganz besonders wert gemacht hat. In sehr vielen Fällen sind es Damen aus den Südstaaten: Abkömmlinge unserer alten vornehmen Familien, die durch den Bürgerkrieg

alles verloren haben, und denen man auf diese Weise eine standesgemäße Unterkunft schafft.

Die anderen beiden Abstufungen werden weniger durch den Bildungsgrad der Dame als durch die Art der Stellung an sich bestimmt, durch den etablierten Zuschnitt des Haushaltes, die finanziellen Verhältnisse der Familie. Natürlich muß die „Managing Housekeeper“ immer eine überaus tüchtige Kraft sein und ist auch in den weitaus meisten Fällen eine gebildete Dame. Es gibt aber Stellen, wo diese letztere Eigenschaft weniger ins Gewicht fällt, als ein hervorragender Geschäftssinn. Das ist der Fall, wo in einem Geschäftshause die Hausfrau fehlt: im kleinen Hotel, in Restaurants, in Bäckereien usw. Die gebildete Dame kommt zur Geltung im größeren Haushalte eines wohlhabenden Witwers mit erziehungsbedürftigen Kindern, ausgedehntem Verkehr; oder wo die Hausfrau kränkelt und einer kompetenten Vertretung bedarf, die gleichzeitig kongenialen Umgang bietet. Aber ganz gleich in welche Form sich ihre Tätigkeit kleidet — die Managing Housekeeper muß reiche hiesige Erfahrung haben; sie muß selbstverständlich alles nur Vorkommende auf eigene Schultern nehmen und sicher über alles disponieren können. Ihre Verantwortlichkeiten erheischen unbedingt eine langjährige Praxis in diesem Lande, sei sie nun in eigenem, sei sie in fremdem Haushalte erworben.

Wenn ich nun zu der Stellung der „Working Housekeeper“ übergehe, so bitte ich meine Leser nicht voreilig zu denken, das gehöre wohl kaum hierher, da wir es doch nur mit gebildeten Einwanderungslustigen zu tun haben. Unsere „arbeitende“ Haushälterin kann in der Tat eine sehr

gebildete Dame sein und in gebildeter Familie leben. — Wo aber der Haushalt nicht groß ist, da steht ihr kein Dienstmädchen zur Verfügung. Nur die Quantität der Arbeit entscheidet darüber, ob eine weitere Arbeitskraft gehalten werden soll oder nicht. Das erstere ist natürlich der Fall bei großer Familie, in großem Hause, aber auch da bleibt der Dame ein tüchtiges Maß Arbeit für sich selbst übrig. Die Frage, ob die Hausarbeit der Dame „zukommt“ oder nicht, wird gar nicht in Erwägung gezogen. Die Amerikanerin lehrt es uns, daß man seine ganze Hausarbeit allein verrichten und dennoch Dame sein kann. — Und darin machen unsere Damen aus Deutschland grobe Fehler: „Aber nur wo Dienstmädchen gehalten werden!“ lauten die Briefe. Sie bedenken oder vielmehr sie wissen es nicht, daß sie möglicherweise damit eine Forderung stellen, an die die dahingeschiedene Hausfrau bei gleicher Bildung und inmitten behaglicher Verhältnisse nie gedacht hat. Die Wirkung sich auszudenken ist nicht schwer. —

Es sei mir gestattet, Beispiele anzuführen. Ich wohne in einer fast ganz amerikanischen Villenkolonie, in einem Hause mit elf Zimmern, Boden, Keller, zwei Veranden usw. Die sämtlichen Häuser dieses Distriktes sind von ähnlicher Art, variierend in Größe von neun bis vierzehn Räumen. Außer mir (die vom Beruf überreich in Anspruch genommen) existieren in der ganzen Umgebung, auf Straßen weit, nur noch drei Familien, die je ein Mädchen halten; alle übrigen tun ihre Hausarbeit selbst. Montags kommt da eine Megerin zum Waschen; ist das Wetter günstig, so bügelt sie noch weg, was sie kann (die Arbeitsstunden dieser Holden

reichen nämlich nur von 8.30 bis 5 Uhr), alles übrige verbleibt der Hausfrau. Weitere Hilfe nimmt sie nicht in Anspruch; und dabei gibt es Kohlen und Asche zu hantieren, letztere für den Abhohewagen hinaus zu tun, Treppen, Veranden und Fenster zu reinigen, Trottoir und Gartenwege zu kehren und tatsächlich das ganze Haus wie ein Schmuckkästchen zu halten! Das alles tun sie und dabei sieht eine jede aus, als ob sie nie eine Handreichung ausführte. In vielen dieser Häuser ist die Hausfrau ganz allein, in anderen ist eine Mutter, Tochter, Schwester, Schwägerin oder Kusine vorhanden. In einer mir befreundeten Familie, die ein immenses Haus bewohnt und sich neun Köpfe stark zu Tische setzt, ist es die Hausfrau, deren Schwester und Tochter, die den ganzen Haushalt ohne Mädchen führen; das sind reiche Leute, und sie leben ein Leben voller Geselligkeit, sie haben fast immer Logierbesuch, da sie prachtvoll wohnen.

Und nun gar ein Stagenhaushalt! Das Wohnen in Stagen, das zur Zeit meiner Landung hier — mit Ausnahme der ärmsten Klasse, die unter Ausschluß aller menschenwürdigen Existenzbedingungen in Mietkasernen vegetierte, wie allerwärts in den Großstädten — unbekannt war, ist ja erst ein Resultat der Dienstbotenmisere. Man wählte eben diesen Ausweg, um ohne dieses sonst notwendige Übel auszukommen. Seitdem ist nun diese Art des Wohnens derart vervollkommen worden, ist so unglaubliches Raffinement angewendet, daß auch solche Leute sich zum Bewohnen eines „Apartments“ verstehen, die unter allen Verhältnissen nicht ohne Bedienung leben wollen. Zahlreiche Besitzer von Millionen wenden sich diesem Leben zu, aller-

dings nur zeitweise, nachher kehren sie einmal wieder zum Wohnen im eigenen Hause zurück. Aber im allgemeinen ist für den Mittelstand ein Dienstmädchen im „Flat“ mehr Ausnahme wie Regel.

Ich finde es an der Zeit, hierüber einmal Klarheit zu verbreiten — zum Besten derer, die eine Stellung als Haushälterin suchen, aber die Annahme einer solchen unter den angegebenen Verhältnissen als ganz außer Frage stehend betrachten; wohl hauptsächlich im Glauben, daß es sich in solchen Fällen doch nur um einen Haushalt gewöhnlichster Art handeln könne! Die im voraus gestellte Forderung: „aber nur wo ein Mädchen gehalten wird“ (manche versteigen sich sogar zum Plural) schneidet ihnen von vorn herein jede Aussicht ab. „Das ist eine, die nichts arbeiten will!“ sagt man sich, und das ist das schlimmste Urteil, das über sie gefällt werden kann, man zieht ihr Anerbieten gar nicht erst in Erwägung.

Man gestattet eben einer Stellessuchenden nicht, darüber zu bestimmen! Ist es in dem Haushalt bisher Sitte gewesen, ein Mädchen zu halten, erlauben die Verhältnisse auch unter den ferneren Umständen die Beibehaltung eines solchen — nun, dann trifft sie es eben nach Wunsch; wenn nicht, so hat sie sich eben dem Gebrauche des Hauses anzupassen, oder sie kann nicht in Betracht kommen. . . .

Haushälterinnen jeder Abstufung gibt es wie Sand am Meere, zu jeder Gehaltshöhe. Wie ich aber schon hinsichtlich der „Gesellschafterin“ und „Reisebegleiterin“ erwähnte: Für wertige Gegenwart allein wird nicht bezahlt, es gilt zu arbeiten! Ob die Dame daran nicht gewöhnt ist; ob sie niemals gewöhnliche Arbeit getan hat; ob sie sich „nie-

malß so etwas hätte träumen lassen“; ob sie einst selbst Dienftboten hielt; welche Stellung sie früher einnahm; wo sie herftammt — alles das zählt beim Engagement nicht! — Bildung und Charakter, Takt, gute Manieren und freundliches Wefen, alles was die wirkliche Dame ausmacht, ift indessen keineswegs verloren, es wird ihr helfen, fich eine unantastbare Stellung im Hause zu fichern, ganz gleich, ob sie Dienftboten zu kommandieren hat oder nicht. Das entfcheidet hier durchaus nicht über ihre Qualität als Dame.

Nun noch fchnell einige Worte über die Gehaltsverhältniffe. Meine Lefer erinnern fich der Erwähnung eines Artikels aus der Feder einer unferer modernen Schriftftellerinnen (die bei Befprechung der Einkünfte weiblicher Ärzte in New York fich um eine Null — „geirrt“ hatte). In dem gleichen Artikel belehrt uns die Dame, daß es hier Haushälterinnen gäbe, die fich zu einer Gehaltshöhe von — fage und fchreibe — zwölfthausend Mark pro Jahr!!! „emporgearbeitet hätten“. Indem ich diesen Satz niederfchreibe, habe ich wieder und wieder den Artikel zur Hand genommen — es konnte ja nicht fein! Ja, fo steht es da! Sechzig Dollars pro Woche! Kann man fich da wundern, wenn eine Dame, die die nötigen Fähigkeiten in fich fühlt, alles zu Gelde macht, um nur hierher zu kommen und eine wenn auch nur ähnliche Stelle hier anzunehmen? — Und dann findet die Ärmfte, daß das Maximalgehalt einer Haushälterin erster Klasse, mit langjähriger (amerikanischer) Erfahrung — 40—45 Dollars per Monat beträgt! Daß aber die Anzahl derer, die zwischen 15 und 30 Dollar monatlich einnehmen, ganz enorm die Zahl derer

übersteigt, die die Dreißig-Dollar-Grenze überschreiten! Ja, ich kenne Fälle (wohlverstanden: ich kenne sie, verbürge mich dafür), wo Haushälterinnen in hochgebildeter Familie, in den allerbesten Kreisen lebend, fünfzehn Dollars monatlich erhielten; und ohne Dienstmädchen! Und die Damen waren zufrieden! Und: Ist ein Durchschnitts-Gehalt von z. B. 25 Dollars monatlich nicht etwa genügend? Eine Dame hat doch weiter keine Ausgaben! Muß durchaus, wo es sich um amerikanisches Geld handelt, alles ins Schwindelhafteste hinaufgehen? Auch die tüchtigste Dame der Welt kann ein Äquivalent für eine so horrende Summe nicht bieten. Eine solche Summe bei freier Station kann man nicht ehrlich verdienen; und unehrlichen Erwerb wollte doch ganz gewiß jene Verfasserin nicht als Lockspeise hinhalten!

Die Superintendentin des Millionär-Palais wird engagiert mit einem Gehalt von 5—600 Dollars jährlich; natürlich bekommt sie zu Weihnachten je nach ihrer Beliebtheit und der Generosität der Herrschaft Geschenke; wohl auch etwas mitgebracht aus Europa; sicherlich auch ein Geburtstagsgeschenk! Aber selbst Generosität vorausgesetzt — solche Angaben sind unverantwortlich! Wer möchte nicht eine solche Stellung einige Jahre lang bekleiden, um dann für den Rest seines Lebens der Ruhe zu pflegen! Selbst in großen Anstalten übersteigt das Monatsgehalt nicht 25 Dollars; und jedermann findet das auch genug; nur in Europa umnebelt „amerikanisches Geld“ mancher Menschen klares Denken. . . . Ich habe erklärt: Vermögen (noch so bescheiden) lassen sich nicht erwerben! Diese Erklärung wäre irrig, wenn solche Gehaltsziffern üblich wären — hier ist die Wahrheit!

### Die Stütze der Hausfrau.

Aus den vorhergehenden Paragraphen wird sich die aufmerksame und denkende Leserin selbst eine richtige Beurteilung der Stellung bilden können, die hierzulande das junge Mädchen als Stütze der Hausfrau einnimmt. Wir sind von Deutschland her daran gewöhnt, daß die Stütze eine junge Dame aus guter Familie ist, die in den Anschauungen und Anforderungen gebildeter Kreise aufgewachsen ist und in fremdem Hause ganz die Stellung weiterbehält, die sie im elterlichen Hause innehatte; ganz gleich, ob sie als Erwerbende oder zum Zwecke fernerer Ausbildung dasselbe verließ. Sie ist der Hausfrau rechte Hand, eine Autorität für die Kinder, eine Vorgesetzte der Dienstleute, welche ihre Stellung bedingungslos anerkennen, und sie steht den Verkehrskreisen gegenüber als Ebenbürtige da. Dafür sind aber auch ihre Interessen ganz identisch mit denen des Hauses, in dem sie sich aufhält.

Das Bedürfnis, eine solche Kraft dem Haushalte einzuverleiben, wird hier, namentlich in deutschen Kreisen, stark empfunden, und ich habe noch niemals einem jungen Mädchen dieser Kategorie in meinen Korrespondenz=Spalten geantwortet oder Rat gegeben, ohne daß mich Briefe aus dem Leserkreise erreicht hätten mit Bitten um die Adresse; denn: „das scheint gerade zu sein, was ich längst suche . .“ Ich tausche die Adressen aus — und das ist das Ende! Hier und da wird auch ein Engagement erzielt, aber sehr bald erreichen mich Klagen von beiden Seiten. Ein Fall, in dem man gegenseitig zufrieden war, und das Arrangement auf längere Zeit hinaus bestehen blieb, ist mir nur selten bekannt geworden.

Ich stehe hier vor einem Rätsel. Hier ist Angebot und Nachfrage gleich stark, und doch sind die Resultate höchst unbefriedigend. Von der einen Seite die Klage, daß die Angestellte die Dame spielen möchte und wohl gar erwarte, daß die Frau des Hauses alles das tue, was dem Fräulein gegen die eigene Würde gehe; auf der anderen Seite die empörte Erklärung, daß man in diesem Hause eben nichts weiteres sei als ein ganz gewöhnliches Dienstmädchen, nur mit dem Unterschiede, daß man einem solchen gegenüber sich gar manches nicht erlauben würde, und vieles von ihm zu verlangen nicht wagen dürfte . . . usw.

Hier den Schiedsrichter zu spielen, ist nicht leicht. Es gibt massenhaft Haushalte, in denen nach aller Logik ein junges Mädchen in der Stellung einer „Stütze der Hausfrau“ in deutschländischem Sinne ganz am Platze sein sollte. Das sind wohlhabende Familien mit kleinen Kindern, die Hausfrau nicht sehr stark, oder gesellschaftlich sehr in Anspruch genommen usw. Aber in all den dreißig Jahren meines Hierseins habe ich tatsächlich nur zwei Familien gekannt, in denen ein Fräulein eine derartige Stellung bekleidete, und einer der Fälle gestaltete sich zu einem schmachvollen Fiasko. Ich fühle mich daher vollkommen berechtigt, zu erklären, daß die ganz gleiche Stellung wie in Deutschland eben hier nicht existiert, oder nicht durchführbar ist. Auf wessen Seite die größere Schuld liegt — das zu beurteilen möchte ich nicht ohne weiteres mir anmaßen. Es scheint eben keiner der Teile für die Ansprüche des anderen das richtige Verständnis zu haben und seine eigenen nicht modifizieren zu wollen.

Zwei Hauptklippen sind in Einzelfällen erkennbar: Erstens — die baldige Erkenntnis des Fräuleins, daß die Herrschaften einer Sphäre entstammen, die in Deutschland tief unter derjenigen rangiert, in der die junge Dame selbst aufgewachsen ist. Ein Wort, ein Zeichen ungebildeten Benehmens ist es oft, das ihr den Gedanken als unerträglich erscheinen läßt: „Und diese Menschen sollen deine Vorgesetzten sein? Du sollst in deren Sold die Dienerin spielen? Du, die Tochter des . . .?“ Die Leute mögen aber ganz wohlmeinende Menschen sein, die bestrebt sind, es dem „armen Ding“ recht angenehm zu machen, sofern sie sich nur einleben will. Man muß da bedenken, daß ein noch so guter Mensch nicht Gefühle berücksichtigen kann, die er gar nicht versteht.

Eine andere Klippe ist die Gehaltsfrage. Auf der einen Seite die Erwartung amerikanischen Goldregens, auf der anderen Seite die Annahme, daß „Familienanschluß“ für ein oft allerdings ungenügendes Gehalt entschädige. Es ist in der Tat auch mir oft rätselhaft, weshalb manche Menschen der Idee huldigen sollten, ein gebildetes junges Mädchen möge mit einer geringeren Entlohnung ihrer Leistungen zufrieden sein als eine ordinäre irländische Dienstmagd. Diese wunderbare Logik habe ich schon gar oft in ihre Schranken zurückgewiesen, wenn Leute mir schrieben, sie könnten die hohen Dienstbotenlöhne nicht zahlen (es sei auch kaum genug Arbeit für eine Magd vorhanden), so hätten sie gedacht, eine „Stütze der Hausfrau“ zu nehmen; daß ein im fremden Lande allein stehendes Fräulein das Erwerben gewiß eben so nötig hat als ein Mädchen aus niederem Stande, scheinen sie nicht zu bedenken. Daß zudem der

„Familienanschluß“ bei so einsichtslosen Leuten für das Fräulein sehr oft nichts weniger als eine Standeserhöhung ist — das allerdings wissen sie selber nicht. Was mich persönlich anbetrifft, so würde ich da schon lieber für höheres Gehalt „exklusiv“ in meiner Küche leben. Auf die Umgebung, sobald man sie sich selbst gestalten kann, sollte es einem wirklich weniger ankommen, solange man vollständig chez soi bleiben könnte.

Aber die jungen Damen würden es mir sehr verargen, wenn ich ihnen folgendes raten würde: „Treten Sie als einfaches Dienstmädchen bei hochanständiger Familie ein; wechseln Sie unentwegt allmonatlich, bis Sie fühlen, daß sie am richtigen Orte sind; sehen Sie nicht auf reiche Häuser, sondern wenden Sie sich dem gebildeten Mittelstande zu; versuchen Sie dort durch Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit sich unentbehrlich zu machen, durch stilles taktvolles Benehmen sich Liebe und Achtung zu erwerben, so werden Sie viel eher an dem erträumten Platze stehen, als wenn Sie oben anfangen und unter tausend Demütigungen einen Anspruch nach dem anderen streichen, um zuletzt, zermürbt und zerrieben, wirklich und tatsächlich zu einem jedes weiteren Ehrgeizes baren Dienstmädchen herabzusinken!“ Aber das ist tatsächlich der einzige Rat, den ich im allgemeinen (Ausnahmen, als die Regel bestätigend, immer zugegeben) einem jungen Mädchen dieser und vieler anderer Berufsklassen — nach dem Scheitern aller Illusionen — aus Pflicht und Gewissen heraus geben kann.

Wozu erst dieses Scheitern herausfordern? Die Stellung ist die gleiche, unter diesem oder jenem Namen; dann doch lieber sie selbst wählen, als sie sich unter falschem Namen

aufzwingen lassen. Denn das Argument der Frauen, die „nicht genug Arbeit für ein Mädchen haben“, erweist sich bald als hinfällig; hier in diesem Lande hält sich absolut niemand eine Hilfe, ohne daß er ein vollgerüstet Maß Pflichten für sie hat, aber — überbürdet wird niemand, das Dienstmädchen zu allerletzt! Ich habe gebildete Mädchen im Leserkreise, die sehr angenehme Stellungen dieser Art ausfüllen und sich recht zufrieden fühlen. Wenn auch diese Zufriedenheit ein philosophisches Hinnehmen ist — Resignation —, so ist es doch immer tausendmal besser, als wenn verzweifelt an den Wänden des Käfigs ein Vöglein die Fittiche sich wund stößt.

Vor einigen Tagen hatte ich Veranlassung, um eines Zweckes willen Zeitungen der letzten Monate zu durchblättern; da fand ich eine Notiz in meinen Korrespondenzspalten des Sonntagsblattes, die ich hier zitieren möchte, weil sie den Lesern dieses Werkchens wahrscheinlich mit Deutlichkeit einen Einblick in Verhältnisse, wie ich sie hier bespreche, gewährt; es ist eine Antwort, die ich an eine junge Dame gerichtet habe. „Ja, mein liebes Fräulein, Ihre ‚Selbstvorwürfe‘ sind ganz am Platze. Gute Menschen in Deutschland, bei denen man drei Jahre lang wie eine Tochter behandelt wurde, zu verlassen, nur um dem brennenden Wunsche, ‚Amerika kennen zu lernen‘, zu genügen, das muß sich strafen. Sie haben also jetzt die unsägliche Wonne, von Amerikanern als Lust angesehen zu werden, gekostet; Sie sind nicht die erste und werden auch nicht die letzte sein — leider! Für die Deutschen gibt es heutzutage nur eine menschenwürdige Art zu leben: erst in Amerika selbst, und dann direkt bei Amerikanern — der Rest heißt Selbst-

erfahrung! Jetzt, mein liebes Fräulein, lassen Sie sich (wenn auch zu spät) etwas über hiesige Verhältnisse belehren: die Stellung der ‚Stütze der Hausfrau‘ im deutschen Sinne gibt es hier nicht. Das ‚Fräulein‘ als Haushaltshilfe kennt man nicht. Es wäre nur purer Zufall, wenn Sie eine Familie fänden, in der Sie eine Stellung einnehmen könnten, die der in Deutschland aufgegebenen halbwegs entspräche. Wer hier Hausarbeit tut, der ist in den Augen vieler, die eben keine Unterschiede zu machen verstehen, das Dienstmädchen, und am Tische essen kann sie nur in Häusern einfachster Art, wo z. B. eines Geschäftes wegen jemand zur Hausarbeit gehalten werden muß. Wirkliche ‚Herrschaften‘ — und stünden sie an Bildung und Herkunft noch so weit unter dem Mädchen, nehmen sie nicht in den Familienkreis auf und lassen sie nicht am Tische essen. Das letztere tun viele nicht einmal der Gouvernante gegenüber, und selbst da nicht, wo noch andere Dienstboten sind. Man kennt eben die Unterschiede nicht. — Wenden Sie sich, falls Sie nach New York zurückkommen, an das Mädchenheim, 217 E. 62. Str., und an den Deutschen Hausfrauenverein, 221 E. 59. Str. Als Mittel zur Annonce für eine deutsche Familie kommt einzig die Staatszeitung in Betracht. Da wird es Ihnen sehr schnell gelingen, etwas Geeignetes zu finden. Deutsche Familien haben von der Heimat her ein besseres Verständnis für die Stellung der gebildeten Haushaltshilfe.“

### Die Krankenpflegerin.

Eine Enttäuschung wartet der aus Deutschland hier eingewanderten geprüften Krankenpflegerin, sei sie nun Diakonisse,

Schwester vom Roten Kreuz, oder diplomiert von einer weltlichen Schule für Krankenpflege, wie sie ja (oder irre ich mich?) der Verband Deutscher Frauenvereine stellenweise gegründet hat. Ich habe über diesen Punkt genaue Informationen eingezogen, und hier das Resultat: Es gibt nichts, weder Diplom noch Zeugnisse über praktische Tätigkeit, das in Anrechnung gebracht werden oder eine Ermäßigung der regulären Studienzeit herbeiführen würde, falls eine solche Dame in die Reihen unserer hiesigen geschulten Krankenpflegerinnen (trained Nurses) eintreten möchte. Sie hat das Studium von Beginn zu Ende zu absolvieren; die Altersgrenzen sind 21—35 Jahre, die Lehrzeit beträgt drei Jahre. Daß Kenntniß der englischen Sprache erforderlich ist, ist wohl selbstredend in einem Berufe, wo eine mißverständene ärztliche Verfügung großes Unheil anrichten könnte. — Außer diesen erstklassigen Pflegerinnen gibt es hier noch verschiedene andere Abstufungen; sie führen verschiedene Namen, wie: „Attendants to the Sick“ (Wärterinnen für Kranke), „Doctor's Assistants“ (Helferin des Arztes), oder „Convalescent Nurses“ (Rekonvaleszentenpflegerinnen). Die Ausbildung der vorgenannten Kategorien erfolgt durch die „Young Women's Christian Association“ und zwar in Kursen zu zehn Wochen bezw. vier Monaten. Natürlich haben diese Damen in keiner Weise zu hoffen, eine Stellung einzunehmen wie die der „trained Nurse“; immerhin läßt es mit ihren Einkünften sich leben — wenn es einer Ausländerin gelingt, festen Fuß zu fassen, von einem Arzte oder von Patienten weiter empfohlen zu werden — Aussichten, über die mir jedes Urteil fehlt. Tatsache ist, daß die Honorare unserer „trained Nurses“ selbst dem

Mittelstände fast unerschwinglich sind, wo es sich um längere Krankheit handelt. Ein Ersatz ist in leichteren Fällen froh zu begrüßen. Und eine strebsame, gewissenhafte Dame sollte da ein Feld finden — wenn sie der englischen Sprache absolut mächtig ist und eine gute Anpassungsfähigkeit besitzt. Vielfach werden diese Kurse auch absolviert von Damen, wie ich sie in dem Kapitel „Gesellschafterin, Vorleserin und Reisebegleiterin“ erwähnte; die Damen bilden sich aus zur Annahme einer Stellung bei invaliden Damen, für deren Pflege sie alsdann genügen — die sicherste Art und Weise, eine der vorgenannten Stellungen zu erlangen.

In Philadelphia befindet sich eine Pflegerinnenschule, die Kurse verschiedener Art eingerichtet hat. Der höchste Grad sind zwei Jahre, dann 18 Monate. Diese Pflegerinnen werden zur Praxis entlassen und können sich das volle Diplom durch tadellose Führung und Tüchtigkeit erwerben, indem sie gleichzeitig Einnahmen haben. Die Privatpflege ersetzt da den Hospitaldienst unserer „Trained Nurses“. Über die Aussichten fehlen mir indessen alle nähere Angaben, namentlich über die Aussichten für Ausländerinnen.

Indessen sei mir anstatt jeder Abmahnung oder Ermütigung gestattet, nachfolgend einen Brief aus dem Leserkreise zu zitieren, der für sich selbst spricht: „... Als ich im vorigen Jahre von Deutschland kam, direkt aus dem Hospital mit meinem Diplom als Krankenschwester, glaubte ich, mit letzterem und dem guten Zeugnis stünde mir so ziemlich ganz Amerika offen. Vielleicht können Sie mir etwas nachfühlen, was ich empfand, da man überall nur ein bedauerndes Achselzucken für mich hatte. Ich war ganz

Dittmar, Die Einwanderung usw.

verzweifelt. Da las ich einen guten Rat, den Sie einem jungen Mädchen in gleicher Lage gaben. Ich nahm mir das zu Herzen und versuchte in New York eine Stellung im Haushalte einzunehmen. Aber der Mangel an Kenntnis der hiesigen Verhältnisse und das ungewohnte Unterordnen, da ich an große Selbständigkeit gewöhnt war, haben es mir unendlich schwer gemacht. Da las ich wiederum einen Rat, den Sie einer Schicksalsgenossin erteilten (ach, liebe Dame, Sie ahnen ja gar nicht, wie oft Sie mir und vielen anderen mit ihrem Trost und Rat zum Segen werden!) Ja also, Sie rieten dem Fräulein, außerhalb New Yorks auf die Suche zu gehen, da es in entfernteren Distrikten an Hilfskräften mangle. Den Wink habe ich beherzigt, bin nun seit 8 Monaten Köchin in einem Landstädtchen, habe gute sichere Existenz und bin hier in Ruhe wieder „ich selbst“ geworden. Ich hatte in Deutschland kochen gelernt, ehe ich ins Krankenhaus ging; nun habe ich einsehen gelernt, daß man schließlich den Menschen in gesunden Tagen ebenso nützlich sein kann wie in kranken . . .“ — Wenn nur alle eine so gesunde Philosophie besäßen!

### Die geprüfte Kinderpflegerin.

Das ist ein Beruf, den ich neuerdings den Gestrandeten und Ratlosen warm empfehle. Er bricht sich mehr und mehr Bahn und zählt unter die Berufe der Gebildeten — allerdings eignet sich nicht jedermann dazu. Die diplomierte Kinderpflegerin übernimmt selbständig die künstliche Ernährung des Säuglings vom ersten Tage an (auch die von Frühgeburten); sie pflegt den Säugling in kranken und gesunden Tagen und ihre Autorität ist eine unbeschränkte;

selbst die Mutter muß sich ihr fügen. Die Kinderpflegerin erkennt, ebenso wie die diplomierte Krankenpflegerin, einzig und allein den Arzt als Autorität an und würde, wie jene, den Fall sofort aufgeben, wenn ihren Handlungen oder Anordnungen in irgend einer Weise Beschränkungen oder Opposition geboten werden würden. Sie übernimmt aber auch — wiederum wie jene — volle Verantwortung, und es ist nicht nur Ehrensache, sondern eine Existenzfrage für sie, wie sie ihren Pflichten gerecht wird. Sie steht unter des Arztes Kontrolle — durch ihn wird ihr Engagement vermittelt, an ihn wendet man sich; und einer groben Pflichtvernachlässigung, Unfähigkeit, Indiskretion, unwürdigen Charaktereigenschaften würde die Entziehung der „Lizenz“ folgen. Häßliches Wesen, Herrschsucht, Unverträglichkeit, Gewöhnlichkeit, niedrige Gesinnung sind Fehler, die ihr langsam ihre Wirksamkeit untergraben würden, weil weder Familie noch Arzt sie weiterempfehlen würden. Natürlich hat sie alles, ihr und des Kindes Zimmer, beider Wäsche usw. zu besorgen, wo die Verhältnisse der Familie das gebieten. Gehalt 25—30 Dollars monatlich.

Die Ausbildung erfolgt in einem hiesigen Kinderhospital; da aber dies sowohl wie der ganze Stab der Ärzte anglo-amerikanisch sind, so sind die Ausbildungsmöglichkeiten für Neu-Eingewanderte nur minimal. — —

### Der Beruf der Hebamme.

An dieses Thema heranzutreten, wird mir schwer gegenüber der Tatsache, daß man gerade seit den letzten Jahren in Deutschland bestrebt ist, diesen Beruf gebildeten Frauen als angepaßt zu empfehlen; und ich gestehe, daß ich diese

Bestrebungen hauptsächlich im Auge hatte, als ich (an früherer Stelle) der von mir gefürchteten „Streitbarkeit deutscher Frauenkreise“ erwähnte. In den hervorragendsten und gediegensten Frauenzeitungen ist der Hebammen-Beruf vom idealen Standpunkt beleuchtet, und es wird eindringlichst für seine Ausübung seitens gebildeter Frauen eingetreten. Ich sagte bereits, ich maße mir kein Urtheil über deutsche Verhältnisse an, aber ich betrachte diese Angelegenheit an der Hand hiesiger Erfahrungen mit etwas praktischeren Blicken. Ich unterschreibe gerne jedes Wort, das da über den Beruf selbst gesagt ist; ich unterschreibe es in meiner doppelten Eigenschaft als Mutter mehrerer Kinder und als Beraterin der Frauenwelt; aber ich denke, daß dies einer der Fälle ist, in denen Theorie und Praxis, Ideales und Reales sich unvereinbar gegenüber stehen.

„Wer nicht für uns ist, ist wider uns,“ heißt vielfach das Motto fortschrittlicher Frauen; und wer in gewissen heiklen Dingen anderer Meinung ist, dem wird kurzerhand „Brüderie“ vorgeworfen. Nun wird man hoffentlich nicht glauben, daß dieser lächerliche Fehler, dieses Monopol absoluter Kleingeistigkeit und Beschränktheit, mir anhafte; die Heiligkeit der Mutterschaft erfasse ich genau so voll wie die Befürworterinnen dieses Planes, aber ich zweifle am Erfolg! Ich bin fest überzeugt: wenn an dieselben Damen, die da so überzeugt von der Erhabenheit dieses Berufes sprechen, die Aufforderung erginge, ihn zu wählen, sie würden ablehnen.

Man braucht keineswegs prude und albern zu sein, um diesen Beruf als unmöglich von sich abzuweisen. Es kommen dabei doch noch ganz andere Faktoren in Betracht, als solche, die der gewöhnlichen Frau zuerst ins Auge

leuchten. Der Beruf der Geburtshilfe ist hier bei uns, und zwar zur allseitigen Befriedigung, fast gänzlich im allgemein ärztlichen Berufe aufgegangen, und es sollte mich nicht wundern, wenn dies seine Zukunft auch in Deutschland wäre! Und dieser natürlichen Entwicklung der Dinge sollte man sich nicht entgegenstemmen, die ideale Denkweise einzelner genügt nicht der baren Wirklichkeit gegenüber.

Es ist meine Ueberzeugung, daß jene Bewegung viel früher hätte einsetzen müssen — ehe die Hebammen alten Genres ihn den Gefühlen und Ansprüchen Gebildeter und dem modernen Geiste gegenüber diskreditieren konnten — wie es hier längst geschehen ist. Die eminente Gewöhnlichkeit eines Teils dieser Frauen — gewiß nicht aller! — haben die Mütter bewogen, den Arzt, den gebildeten Mann, vorzuziehen. Will man also an das „Zartgefühl“ der Wöchnerin appellieren, so neigt sich die Wage ganz gewiß nicht den Frauen zu, wie sie zu fünfzig Prozent diesen Beruf verunzieren. Unsere modernen Ärzte sind auch weder Bader noch Schmiede, und einer Wöchnerin bleibt in ihrer schweren Stunde nur wenig Sinn für kindische Beanstandungen des Geschlechtes dessen, der sie und ihr Kindchen absolut zuversichtlich und ungefährdet über die kritische Zeit hinaus geleitet. Ich kenne hier tatsächlich keine einzige Frau, die durch eine Hebamme entbunden wurde; ich selbst habe trotz größter Armut schon in den Jahren 1878—1885 ausschließlich Ärzte zur Behandlung herangezogen. Und gerade in den Kreisen, die solche Frauen hier noch heranziehen, kann von größerem „Zartgefühl“, von „Idealismus“ ganz gewiß nicht die Rede sein. Es ist eine wohlgemeinte

Warnung, die ich ausspreche: ich glaube nicht, daß der Hebammenberuf als Spezialfach sich noch heben läßt! es haben sich früher allzu gewöhnliche Elemente hineingedrängt. Auf alle Fälle (um auf unser Hauptthema zurückzukommen) möchte ich davor warnen, daß eine Hebamme, ganz gleich welchen Bildungsgrades, hierher komme in der Hoffnung auf eine lukrative oder ideell befriedigende Praxis. Es sind hier nur die allerngebildetsten und auch die allerärmsten Klassen, die eine Hebamme engagieren.

Darüber haben sich schon aus Deutschland gekommene Hebammen bei mir — o so bitter! — beklagt. Und nicht allein darüber, sondern man hat mir mitgeteilt, daß man der Hebamme unter zehn Anerbieten von Verdienst mindestens sieben illegale Zumutungen stelle; daß man nur zu ihr komme, wenn es sich um lichtscheue Praktiken handele, um die man sich an die Ärzte nicht wenden dürfe — eine recht ehrende Einschätzung der Geburtshelferin! Wahrlich! dem sollte eine gebildete Frau sich nicht aussetzen! — als ob sie ihren Beruf nur als Deckmantel für Verbrechen benütze! Dafür darf die gebildete und die ehrenhafte Frauenwelt sich bei den unwürdigen Charakteren bedanken, die ihn nur allzulange tatsächlich mißbrauchen durften.

Deshalb befürworte ich aber doch — und zwar sehr eindringlich — das Studium, das die Karriere der gebildeten Frauenpflegerin zur Assistenz des als Geburtshelfer fungierenden Arztes als Endziel hätte — wie ja auch wir hier die diplomierte Krankenpflegerin am Wochenbette vorziehen, wenn irgend die pekuniären Verhältnisse dies gestatten. Sie ist ebenfalls kompetente Geburtshelferin, darf dies aber nur im Notfalle betätigen — wie es tatsächlich

in einem mir sehr nahestehenden Falle vorgekommen ist. Nach dreitägigem Leiden nahm der Fall eine ganz plötzliche Wendung, und ehe der Arzt, der, auf mehrstündiges Warten gefaßt, sich auf kurze Zeit entfernt hatte, telephonisch gerufen zur Stelle sein konnte, war alles günstig verlaufen. Ein Fall, der die dringende Notwendigkeit des Studiums der „Frauenpflegerin“ erschöpfend beweist.

Außerdem wissen wir alle, daß mit der Ankunft des Kindes die Gefahr nicht etwa beseitigt ist, sondern erst recht anfängt; aber die Hebamme verläßt die Wöchnerin, um ihrer sonstigen Praxis nachzugehen — die diplomierte Frauenpflegerin dagegen wäre auf mindestens zwei Wochen hinaus in jeder Minute an ihrer Seite. Ihre soziale Stellung würde der der diplomierten Krankenpflegerin gleich sein, sie würde also durchaus den Rang der gebildeten Dame einnehmen, die als Ebenbürtige neben dem Arzte steht. Außerdem würden auf diese Weise auch viel mehr Frauen passend beschäftigt werden können, weil jeder Fall eine besondere Pflegerin erheischt, während eine Hebamme ein Duzend Fälle zu gleicher Zeit — halb — erledigt!

### Gebildete Ehepaare.

Hier kommen wir zu einem geradezu herzbrechenden Thema. Eine einzelne Person kann, nachdem sie aller ihrer Illusionen beraubt, in allen ihren Unternehmungen enttäuscht worden ist, noch immer irgendwo zufassen und unter Dach kommen, auch wenn sie es tut in einer Eigenschaft, die sie noch vor einigen Monaten als für sie undenkbar erklärt haben würde — aber ein Ehepaar!

Um das allgemein menschliche, so gut wie das praktische Moment hier gleich zu berühren, betone ich, daß vor allen Dingen ein gebildetes mittelloses Ehepaar, wovon beide Neulinge — die Sache liegt anders, wenn der Mann sich vorher hier eine Existenz gründete und seine Braut nachholt —, niemals hierher kommen sollte direkt nach der Verheiratung. In anderen Worten: nicht, ehe vielleicht eine jahrelang bestehende, kinderlose Ehe ihnen die Aussicht nahe legte, daß sie kinderlos bleiben werde. Solche Leute landen oftmals hier; die Seefahrt war ihre Hochzeitsreise! Nachdem ihr letzter Pfennig hier aufgezehrt ist (und er wird aufgezehrt), beide bereits an der Grenze der Verzweiflung stehen, und die Frau endlich sich dazu entschließt, eine Dienstmädchenstelle anzunehmen — insofern kann eine Frau sich immer noch eher helfen als ein Mann —, machen sie die unter solchen Verhältnissen nicht etwa „beseligende“, sondern niederschmetternde Entdeckung, daß der Ärmsten Mutterpflichten harren. Selbst bei heldenmütigster Selbstbeherrschung täuscht man selten eine Hausfrau über die Lage der Dinge, und noch seltener wird die Frau im Dienste behalten über die Zeitgrenze hinaus, da ihr Zustand bemerkbar wird. Sehr oft kann sie überhaupt schon von Anfang an keine Stelle finden, sobald sie sagt, daß sie verheiratet ist! und verschweigt sie es, dann muß sie nicht nur auf jeden Besuch ihres Gatten verzichten, sondern auch nachher um Anerkennung ihrer Ehre kämpfen. Viele lassen es auf nichts ankommen und verlassen die Stelle zeitig, da sie der Herrin, so wie sie sie kennen gelernt haben, eine milde Auffassung der Dinge, ein menschliches Rühren nicht zutrauen. Vereinzelt Fälle gibt es, wo man die Ärmste

behält — gewöhnlich bei zwei alten Leuten oder einzelnen alten Damen —, bis es ratsam ist sich zu trennen. Ich empfehle dann eine freie Entbindungsanstalt, in der die gebildete junge Frau als gleichstehend mit irgend jemandem kostenlos entbunden und in der „general ward“ verpflegt wird. Und was wird nach der Entlassung aus allen dreien, wenn der Vater noch immer nicht festen Fuß fassen konnte?

Ich habe Familien dieser Art gekannt: der Mann akademisch gebildet oder Chemiker, Lehrer, Kaufmann, Ingenieur, Musiker usw. — keine Feder ist imstande, das Elend zu schildern! Vor noch nicht langer Zeit schrieb mir ein solches Ehepaar aus Osterreich: „Wir sind beide hochgebildet, den ersten Familien der Stadt K entstammend, repräsentationsfähig, durch Unglück jedes Kreuzers beraubt, aber Freunde würden uns die Dampferpassage lösen; wir wünschen Repräsentations- oder Vertrauensstellung in sehr reichem Hause. Wir sind musikalisch, sprechen französisch, ungarisch und serbisch — und deutsch natürlich!“ Kann man sich etwas Trostloseres denken! Wenn die Frau Köchin oder Wäscherin, der Mann handfester Kutscher, Arbeiter oder Gärtner gewesen wäre — gut! aber so! Die beiden wären schleunigst verhungert oder vielmehr verkommen, denn tatsächlich „verhungern“ tut niemand, eher wird Selbstmord begangen.

Eines Musikers erinnere ich mich (in Deutschland Orchestermitglied eines Opernhauses), junge Leute mit einem Kinde! Die Leute haben Unglaubliches durchgemacht; der Mann war tüchtig in seinem Fache, konnte aber sonst nichts und war zum Tagelöhner, Straßen- oder Hafenarbeiter nicht stark genug, die Frau war des kleinen

Kindchens wegen von jedem Verdienste abgehalten. Der Mann durfte keinen Ton irgendwo spielen, solange er nicht der „Musiker-Union“ beigetreten war; und dieser Beitritt kostete 100 Dollars. Du lieber Gott! Die Leute hatten zuletzt keine 100 Cents! Ein Gesuch, den Aufnahme-Betrag vom nachherigen Verdienste abzuführen, wurde nicht beachtet.

Ein anderes Paar — der Mann war Doktor der Chemie — dem Rande des Wahnsinns waren sie nahe; halb verhungert flohen sie wie gehegtes Wild aus einer bösen Nachbarschaft, wo die Straßenjungen ausgefunden hatten, daß sie Neulinge, gebildet und am Rande des Verhungerns waren. Der Mann übernahm es, Mischfässer vor die Türen zu rollen, Trottoirs zu kehren — wenn er fertig war, warfen sie ihm die Fässer um, rollten sie samt dem Inhalt, der herausfiel, über die gekehrten Seitenwege — die mitleidigen Leute, die dem Manne das übertragen hatten, trotzdem das sonst nicht Sitte ist, konnten solche Zucht natürlich nicht aushalten und entließen ihn. Ich sandte Geld hin für Brot, da waren sie geflohen, weil die Straßenjungen ihnen sämtliche Fenster ihrer Kellerwohnung eingeworfen hatten und sie des Hauswirts Zorn fürchteten.

Ein weiterer Fall: Nach einem Jahre größten Elends wurde das Kindchen erwartet. Der Mann (akademische Bildung, Frau von feiner Herkunft) schrieb, bat flehentlich, zu vermitteln, daß das erwartete Wümmchen adoptiert werde, gab sein Ehrenwort, es entstamme beiderseits den besten Kreisen, legitimer Ehe, er „würfe der menschlichen Gesellschaft das Pfand innigster Liebe vor die Füße“, wenn es möglich sei, daß solches Kind nicht ernährt

werden könne, weil die Eltern verhungerten! Er weigerte sich, seine Frau nach dem Krankenhause zu bringen: in dem Souterrain eines leerstehenden Hauses wurde sie inmitten bittersten Glends entbunden! Ich bat himmelhoch, sie möchten das Kind behalten, ich würde sorgen, aber die Leute schienen ganz abgestumpft, ganz irre zu sein. Nachdem der Mann erklärt: Gut, dann werde das Kind ausgelegt werden! entschloß ich mich, es einem kinderlosen, wohlhabenden Ehepaar ans Herz zu legen. Es wurde adoptiert, es geht ihm heute gut, von den Eltern hörte ich nie wieder.

An extremen Fällen dieser Art sind weder allein die hiesigen Verhältnisse noch die Menschen selbst schuld, da wirkt beides unheilvoll zusammen, weil sich absolut kein Kompromiß herstellen läßt. Aber so gut es sie in der Vergangenheit gab, wird es sie in Zukunft geben. Unsere Verhältnisse hier ändern sich nicht mehr zum Vorteile dieser Menschenklasse; und der Menschen, die sich in ihnen nicht würden zurechtfinden können, wird es in Deutschland heute so gut welche geben, als jene Beispiele dem Vaterland entstammten. Es gibt viele, die hart, unendlich hart kämpfen müssen, lange Jahre (auch wir gehören zu denen), aber sie werden zuletzt Sieger! Reich wird kein Mensch unserer Klasse, er kann aber nach ausdauerndem Ringen zum Brote kommen — ohne Unterstützung!

Und das ist ein anderer dunkler Punkt! Es ist eine Regel, von der es nur sehr geringe Ausnahmen gibt: die entsetzliche Lage, die Rat- und Mutlosigkeit drückt den Leuten die Feder in die Hand, sie bitten um Rettung. Man fühlt ihnen das Herzweh nach, mit dem der Brief

geschrieben wird, die Überwindung, mit der sich die Bitte um Unterstützung der Feder entwindet. Die Hilfe erfolgt — und leichter und leichter wird das Bitten, bis die Leute den Schmerz, die Demütigung nicht mehr fühlen; sie schreiben leichten Herzens wieder und wieder um ein Almosen und nun geht der Schmerz auf mich über, mir ist es wie ein Stich ins Herz: Also wiederum Charakter und Stolz vom Leben zermalmt, zerrieben! — Traurig!

## Anhang.

### Gebildete junge Männer.

Obgleich ein Hinüberstreifen auf dieses Gebiet nicht in meiner ursprünglichen Absicht lag, so fühle ich doch die Unmöglichkeit, diese Arbeit in die Öffentlichkeit zu senden, ohne wenigstens einige Worte hinzuzufügen. Und zwar ist es wiederum das peinliche Verantwortlichkeitsgefühl, das mich zu diesem Nachtrag zwingt! denn ein „Nachtrag“ ist es (wenn auch vor dem Schlusse eingeschoben); die Arbeit selbst ist seit mehr als einem Monat aus meinen Händen und ebensolange nagt ein unerträglicher Vorwurf in mir: Wie konntest du darüber schweigen!

Vor mir liegen mehrere Briefe gebildeter deutscher Männer, deren Inhalt von einer traurigen Übereinstimmung ist: Trostlosigkeit, Verzweiflung, Ratlosigkeit! Nur die absolute Mittellosigkeit hält sie ab, in die Heimat zurückzukehren! — Reisegeld? Wenn sie nur soviel hätten, daß sie ihre äußere Erscheinung instand setzen könnten, um sich nach einer anständigen Stellung überhaupt umsehen zu

können! Drei davon sitzen da mit Familien — Not an allen Ecken! Gefahr, daß die auf Abzahlung gekauften Möbel (die nach hiesigem Gesetz bis zur Zahlung des letzten Pfennigs das Eigentum des Verkäufers bleiben) ihnen weggenommen, sie selbst mit Familie auf die Straße gesetzt werden; denn wie allerwärts in der Welt, so betrachten auch hier die Hauseigentümer das Vermieten nicht als Wohlfahrts-einrichtung. Und wenn man auch nach den verschiedenen Richtungen hin einen kleinen Geldbetrag sendet — hier für Schuhe und Kleider, dort für eine Möbelrate, dort für ein krankes Kind, dort für Miete — das ist einmal, es ist das Verhängnis etwas hinausgeschoben, aber es ist doch nicht eine dauernde Hilfe! Vor einiger Zeit habe ich einen gebildeten jungen Mann ganz und gar aus den Garderobebeständen meiner eigenen Familie anständig ausgerüstet, um ihn nur in den Stand zu setzen, in respectablen Geschäftshäusern vorzusprechen. Meine Wohltätigkeitsfonds waren momentan erschöpft und eigenes Barvermögen besitze ich nicht, da hilft man sich auf diese Weise.

Wir hier Unfähigen haben oftmals Gelegenheit, uns fragend anzublicken: Was wollen heutzutage Massen von gebildeten jungen Leuten hier! Kaufleute, landwirtschaftlich Ausgebildete! Graduierte irgendwelcher höherer Lehranstalten! Wochen vergehen, ehe sie irgend eine Arbeit finden; und Monate, Jahre vergehen, ehe sie Gelegenheit haben, ihre Kenntnisse zu verwerten — Gelegenheit haben würden! muß man hinsichtlich vieler sagen, denn bis sie dahin kommen könnten, sind mindestens sieben von zehn nicht mehr fähig, die Stellung einzunehmen, die ihnen von Hause aus und kraft ihrer Erziehung eigentlich zukommt. Sie haben sich

so lange „bescheiden“ müssen, daß sie nun da unten irgendwie festgewurzelt sind.

Nicht zum wenigsten durch Heiraten! Junge Leute müssen oft Jahre und Jahre hindurch sich mit größter Arbeit bescheiden, in billigen Quartieren wohnen, zwischen ungebildeten Menschen arbeiten; nicht nötig ist es, in Gegenden gewöhnlichsten Genres zu ziehen; nicht nötig, sich mit Klassen intim zu machen, in Bevölkerungsschichten aufzugehen, in die man nicht gehört — es geschieht aber! Der gebildete Deutsche, so wenig Anpassungsfähigkeit er sonst zeigt, hier paßt er sich an! und eines Tages ist er dort verheiratet! Die unverständlichsten Bildungs-*mesalliancen* sind hier zahlreich wie Sand am Meere! Und in den meisten Fällen kann man einen solchen Mann dann ruhig streichen aus der Liste derjenigen, die dereinst dastehen werden, wo ihre Bildung und Herkunft sie hin verweist. — Andere heiraten zwar nicht, bleiben aber kraft inniger *Assimilierung* mit der Klasse, in die sie notgedrungen beruflich gebannt sind, dort hängen, eignen sich die (von mir mehrfach angedeuteten) Grundsätze und Anschauungen an und sind damit den besseren Kreisen und Berufen verloren.

Zugegeben: es mögen Verhältnisse eintreten, die einem jungen Menschen das Verlassen der Heimat zeitweilig wünschenswert machen. Aber kann er sich nicht nach den Kolonien wenden? oder in die Nachbarstaaten? Dahin, von wo er zurückkehren kann, wenn Fortuna ihm nicht hold ist? Von hier aus ist ihm der Weg abgeschnitten; er lebt als ein vollkommenes Nichts in der Welt, denn der Heimat entzieht er seine Kraft und hier für uns bildet er wahrlich keine nationale Bereicherung. Sein Wissen, seine Ausbildung,

seine gute Erziehung, sein Ehrgeiz, sein Streben, seine Kraft — alles, was sonst den Nationalreichtum eines Landes in seinen jungen Männern ausmacht, ist zerflossen: ein mittel-mäßiger Arbeiter mehr! ein Kellner mehr! ein Mensch mehr, den Hunderte, Tausende ersetzen können! und in sehr vielen Fällen durchaus kein Ehrenmonument für seinen Volksstamm!

Ja, wir haben Leute, die hier Karriere gemacht haben, und die nun oben stehen, eine Zierde des hiesigen Deutschtums, der Stolz ihrer Stammesgenossen! Aber abgesehen davon, daß es Jahrzehnte währte, bis sie oben anlangten, abgesehen davon, daß der Aufstieg sich vollzog unter unbeschreiblich harten Verhältnissen, Kämpfen, Nöten und Mühen (das alles würde ja von den Neulingen so gut durchgemacht werden können, wie es von den Alten durchgemacht werden mußte), ist auch unter den heutigen Verhältnissen der Bedarf nicht mehr vorhanden! Es fehlen die früher vorhandenen Gelegenheiten! Es ist ein ewiges Am-Bodenhinkriechen! Und wenn einer heute reüssiert, so ist es nicht etwa weil — sondern trotzdem er hierher gekommen ist.

Ein junger Kaufmann! Wenn wir hier heute eine Anzeige einrücken, so kommen Körbe voll Angebote ein; oder es sammelt sich eine solche Menge von Stellenjuchenden vor dem Gebäude der betreffenden Firma an, daß es aussieht wie ein Volksauflauf! Die besseren Firmen, die Banken, die Zeitungen, die Eisenbahnen, die Versicherungs-Korporationen haben Wartelisten bis in die Hunderte und können es sich leisten, nur „persönlich Empfohlene“ aufzunehmen. Und selbst die können sie nicht zum zehnten Teile

unterbringen, denn jeder Vater, Onkel, Freund, Hauswirt, Politiker, der nur irgendwie ins Gewicht fällt hinsichtlich seiner sozialen oder gesellschaftlichen Stellung, empfiehlt seinen Schützling bei allen sich ihm bietenden Gelegenheiten! Die kaufmännische Karriere ist überfüllt (männlich und weiblich!), namentlich die letzteren Elemente sind überall eingedrungen auf Kosten der ersteren. Und alle haben sie gründliche und namentlich amerikanische Ausbildung! Dagegen läßt sich mit aller ausländischen Gründlichkeit absolut nicht aufkommen! Es müßte schon ein ganz besonderer Geschäftszweig sein, der allenfalls bei hiesiger Ausbildung überhaupt nicht in Betracht käme; ein Spezialfach! Und da hat man gewiß schon sonstwie Mittel und Wege gefunden, seinen Bedarf zu decken und sich sicherlich nicht hingesezt, bis gerade dieser spezielle junge Mann aus Deutschland hierher kommt. Einen Bedarf irgendwelcher Art nicht decken zu können, das gibt es hier überhaupt nicht. Hier strömt aus der ganzen Welt alles und in allen Graden und Abstufungen zusammen. —

Sprachkenntnisse! Wir haben Sprachkundige der unglaublichsten Idiome wie der Weltsprachen — wie Sand am Meere! Alle Erdteile und alle deren Gaue sind vertreten. Die Unmenge hier ansässiger Ausländer ermöglicht es uns, in deren Kindern ein Material zur Verfügung zu haben, das bei amerikanischer Geburt und Schulung auch noch alle möglichen Sprachen als respektive Muttersprache spricht, liest und schreibt. Dieser Punkt bereitet vielen eine Enttäuschung, die hierher kommen in dem Glauben, daß sie mit ausgedehnten Sprachkenntnissen etwas bieten, das ihnen unbedingten Erfolg ohne weiteres garantiere. Diese Kennt-

nisse sind nötig, nützlich, verwertbar — ja! Aber sie können gegenüber den erwähnten Verhältnissen pekuniär nicht so hoch eingeschätzt werden, wie es von den Betreffenden allgemein erwartet wird. Neunzig Prozent deutscher Kaufleute müssen hier „umsatteln“ — d. h. sie müssen ihren Beruf aufgeben und die erste beste (oder schlechteste) Arbeit annehmen; die anderen zehn haben zum größten Teile auf niederer Stufe zu beginnen. Manche arbeiten sich prachtvoll empor, andere bleiben lebenslang unten sitzen; von den vorgenannten Erfolgreichen kann man aber getrost behaupten, daß sie auch in Deutschland reüssiert haben würden. Denn sie bestehen hier die Feuerprobe: wer hier sich emporringt, der hätte um dieses Zieles willen nicht erst hierher zu kommen brauchen.

Junge Leute mit landwirtschaftlicher Ausbildung! Vor mir liegt ein Brief eines tüchtigen Landwirtes: Erstklassige Examen, praktisch erprobt, Lehramtsbefähigung. . . . Der junge Mann träumt von einer „Beamtenstellung auf einem westlichen Gute!“ Wer schon so etwas denken kann, bekundet damit eine Weltfremdheit, die ihn davon abhalten sollte, seine Träume hierherschweifen zu lassen. Auf den ersten Blick fühlt man sich allerdings bewogen zu sagen: „Erst recht! Der gehört hinaus, um Welt und Leben kennen zu lernen!“ — Und ich wäre die erste, die das sagen würde, — wenn ich die Verhältnisse nicht kennte! Ja, Studienreisen sollte dieser weltfremde Mensch machen, wenn seine Mittel es ihm erlaubten! Das ist aber nicht der Fall; er will als Erwerbender, als Mittelloser, Stellenjuchender hierher kommen, als Aspirant für eine „Beamtenstellung auf westlichem Gute!“

Wie ich schon in einem der Eingangs-Artikel erwähnte: man muß beim Planen seiner Zukunft, beim Aufstellen seines Lebensprogrammes seine pekuniären Verhältnisse in Betracht ziehen. Wenn es auch betrübend ist, daß dem Unbemittelten so manche Hilfsmittel zur Bereicherung seines Wissens verschlossen bleiben sollen, die Tatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen, und dagegen anzukämpfen ist in gar manchem Falle eine Tollkühnheit, ein Wahnsinn! Ein solcher Fall ist der mir vorliegende! Der junge Mann hat es in der Heimat weit gebracht, er ist im rapiden Aufstieg begriffen; er denkt es sich hier „so interessant“, er „beneidet“ andere, die hier sind, nur weil die das „Land seiner Schwärmerei“ sehen und er nicht. Nur um eines Wahnes willen würde er seine ganze schöne Karriere im Vaterlande unterbrechen — aufgeben vielmehr! Denn nie würde er wieder Gelegenheit finden, den Faden dort anzuknüpfen, wo er ihn so leichtsinnig abgerissen.

Natürlich würde ein solcher junger Mann hier vieles Neue sehen und kennen lernen, aber ebensowenig wie er seine draußen erworbenen Kenntnisse hier verwerten könnte, ebensowenig würde ihm bei einer eventuellen Rückkehr das hier Erfahrene von irgendwelchem praktischem Nutzen sein können. Der landwirtschaftliche Betrieb, da wo man einen Neugelandeten, selbst noch auf Jahre hinaus, anstellen könnte, ist nicht geeignet, dessen akademische Bildung zu bereichern oder zu ergänzen.

Wir haben landwirtschaftliche Schulen — auch auf diesem (verhältnismäßig jungen) Gebiete betätigt sich ein schönes tapferes Streben, und die Erfolge sind gut. Dem Bergbau wird wissenschaftliche Beachtung zuteil, und schließ-

lich wird ja auch das langersehnte Forststudium folgen — ist vielleicht schon angebahnt, ohne daß ich davon erfahren. Wenn nun ein von Hause aus wohlsituerter Mann, der Landwirtschaft studiert hat, hierher kommt, hier eine solche Schule durchmacht, kraft seiner Vermögensverhältnisse sich da hinwenden und dort sich betätigen kann, wo es Neues zu lernen gibt und wo er das Erworbene verwerten kann — wenn er dann nach einigen Jahren der Tätigkeit zur Heimat, auf Vaters „Scholle“ zurückkehrt oder in Deutschland eine leitende Stellung auf großem Betriebe annimmt — da müßte ein Hierherkommen sich lohnen! Er würde so manches seinem früheren Wissen hinzugesügt haben.

Aber ein Unbemittelter! Auf Verdienst angewiesen von Anfang an! Er würde Knecht werden müssen in so primitiven Verhältnissen, wie man sie in Deutschland gar nicht für möglich hält. Der einfache Farmer hat noch viel zu wenig der Erde abringen müssen, was er brauchte! Diese nährenden Mutter hat ihn bis jetzt noch allzusehr verwöhnt. Von rationellem Anbau, von einer systematischen Bodenkultur, von wissenschaftlichen Grundsätzen, von der bestmöglichen Ausnützung seines Landbesitzes und Verwertung seiner Produkte hat der Durchschnittsfarmer noch immer sehr nebelhafte Begriffe. Und dabei ist er von einer meistens so unangenehmen „Smartness“, daß ihn ein noch so gebildeter Angestellter um die Welt nichts lehren dürfte. Eine solche Fülle von überlegener Alleswisserei ist selten irgendwo zu finden, als sie sich in dem Konzilium der westlichen Farmer breit macht, wenn sie an der Eisenbahnstation oder im „Supply-Store“ zusammensitzen. Und dorthin, wo man eine höhere Stufe des landwirtschaftlichen Betriebes

bereits erklommen hat, stellt man den soeben Eingewanderten nicht.

Und selbst im günstigsten Falle! Ist es nicht widersinnig, eine Ausbildung, die für ein bestimmtes Land paßt und auf seine Verhältnisse zugeschnitten ist, vollständig nutzlos genossen zu haben, sie hinzuwerfen, um im fremden Lande die niedersten Dienste zu verrichten, eine Stellung anzunehmen, an die man im Vaterlande nie denken würde? Landwirtschaftliche Ausbildung ist in hohem Grade an die Scholle gebunden. Jedes Land wird seine Jünglinge hauptsächlich das lehren, was für die heimatlichen Verhältnisse am besten paßt. In diesem Punkte läßt sich eben das landwirtschaftliche Studium mit keinem anderen vergleichen, es muß notgedrungen das am wenigsten universelle sein. Und deshalb sollte ein akademisch gebildeter Landwirt, der sich nicht Luxusstudien leisten kann, nur dort seine Kenntnisse verwerten, wo sie hinpassen, wo sie gewürdigt und — entsprechend honoriert werden. Zum Vergeuden sind sie zu gut! Die Idee, eine „Beamtenstellung auf einem Gute des Westens“ annehmen zu können, ist tatsächlich ungeheuerlich! „Güter“ im deutschländischen Sinne gibt es überhaupt nicht. Deshalb habe ich auch der „Wirtschaftsmamsell“, der weiblichen Landwirtschaftsangestellten in diesem Werkchen gar nicht erwähnt — die Stellung existiert eben nicht.

Gesetzt nun, ein junger Mann wollte sich bescheiden, wollte eine einfache ländliche Arbeiterstellung annehmen, nur um einmal Land und Leute kennen zu lernen — in neun von zehn Fällen liegt er, sowie die letzten Feldfrüchte geerntet sind, auf der Landstraße! So mancher ist in

diese Lage gekommen und man hat nie wieder von ihm gehört. Von Farm zu Farm, von Stadt zu Stadt geht die Wanderung — erst um Arbeit, dann um Mahlzeiten bettelnd; erst den Eisenbahnen seine Dienste offerierend, dann freie Fahrt sich erschleichend — bis er später untertaucht im Meere des Landstreichertums! Eben weil die Landwirtschaft des einfachen Farmers noch gar zu primitiv ist, deshalb hat er im Winter keine Verwendung für einen Angestellten; und — soweit ich unseren Farmer kenne, kann ich mir auch kaum vorstellen, daß ein gebildeter junger Mann ein Leben mit ihm aushalten könnte, wenn er in jeder Stunde zwischen vier Wänden auf ihn angewiesen sein sollte! Nicht daß unsere Farmer hinter dem deutschen Bauer gleicher Verhältnisse zurückständen — aber bei diesem „einfachen deutschen Bauer“ mietet sich eben gleichfalls ein akademisch gebildeter Landwirt nicht als Ackerknecht und Viehtreiber ein! Er würde so etwas im Vaterlande für undenkbar halten.

Sogar — unglaublich aber wahr! — spukt manchen deutschen Jünglingen die Romantik im Kopfe! Sie haben womöglich in frühen Jahren Buffalo Bill gesehen und die Vorführungen haben unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht. Sie haben Jugendschriften gelesen, in denen das Leben von „Squatters“ und „Cow-Boys“, das Leben auf den „Ranches“ und in den Minendistrikten (natürlich idealisiert und mit Anwendung aller schriftstellerischer Lizenz) dargestellt war. Sie wollen „ein paar Jahre dranhängen und sich das in der Nähe ansehen . . .“ Darüber ist kein Wort zu verlieren — wer seinem Streben keine höheren Ziele zu setzen weiß, der gehörte eigentlich

dahin; aber vom Standpunkt der Menschlichkeit und in Anbetracht der Resultate muß man sich mit allen Kräften dagegen stemmen. Seinen Eltern und dem Leben wäre der verloren, der solche hirnverbrannte Ideen zu realisieren versuchte.

Die Abiturienten höherer Lehranstalten! Diese und die weiland Angehörigen des Offizierstandes bilden das allertraurigste Kapitel der Interessen, denen dieses Werkchen gilt! Ein Kapitel, das nicht allein zum Sterben traurig, sondern auch in unendlich vielen Fällen überaus häßlich und tief beschämend ist. Wenn man hier so die billigen Witzeleien hört, wenn man (beides von Deutschen!) hören muß, daß die Vertreter des deutschen Adels und des Offizierstandes gerade gut genug seien, um hier „für uns“ die Kellner zu spielen; daß dieser Stand sich just für sie eigne — o, wie wehe das tut! Man möchte dann am liebsten dreinschlagen — wenn nicht gar zu viele der Herren selbst den Spöttern das Recht zu ihren Äußerungen gäben . . .

Hier erblicke ich eine Lücke in dem sozialen Bewußtsein und in gewissem Sinne auch in den sonst von mir rückhaltlos bewunderten behördlichen Einrichtungen unseres Vaterlandes: Warum kann ein junger Mann, der nicht Verbrecher ist, nicht in entferntem vaterländischen Gaue ein neues Leben anfangen, wie er hier es soll, wo er so häufig untergeht? Hier, wo in den Stellungen, die ihm eventuell offen stehen, unter den Menschen, unter denen er sich bewegen muß, gerade die Eigenschaften ihm zum Verhängnis werden, ihn als außerhalb seiner angestammten Sphäre erscheinen lassen, die ihm in Deutschland einen Teil seines

Erfolges bedeutet hätten: die aristokratische oder doch feine bürgerliche Herkunft, die gute Erziehung, das Standesbewußtsein! Hat eine gebildete Familie den Sohn dazu mit allen Attributen seines Standes erzogen, daß er hier als Kellner, als Reitknecht, als Chauffeur, nach obenhin allenfalls als Reitlehrer hängen bleibt — oder nach untenhin in ungemessenen Versenkungen verschwindet? O, die Existenzen, die da untergehen! Die Namen, die vertreten sind unter den Schläfern auf den Bänken unserer öffentlichen Parks, unter den Hochstaplern der Rennbahnen, unter den Spielern des nächtlichen New York, unter den Landstreichern der Inland-Distrikte. Hier und da einmal, wenn einer im Arbeitshaus oder im Hospital seine letzte Stunde herannahen fühlt, bekommt die Welt es zu hören, wer er war.

Gibt es dafür wirklich keine Abhilfe? Wäre es behördlich nicht auf irgend eine Art und Weise einzurichten, daß ein diskretes Verschwinden, selbst ein temporärer Namenswechsel sanktioniert werden könnte, so gut wie der Betreffende auch hier unter diesen Bedingungen ein neues Leben beginnt? Es würde eine derartige Einrichtung der Welt so manchen tüchtigen Menschen erhalten oder wiedergeben, der ihr (nicht nur Deutschland) völlig verloren geht. Das Deutsche Reich hat große Städte, in denen einer untertauchen kann; es hat die weiten Landwirtschafts-Bezirke, in denen er ungesehen bleibt; kleine weltverlorene Posten, auf denen niemand ihn suchen würde — nur die Behörden würden wissen: es ist der und der! Muß das Weltmeer gekreuzt werden? Es versteht sich ja ganz von selbst, daß hier nicht von Gesetzesübertretern die

Rede sein kann — das sind die allerwenigsten; in den meisten Fällen handelt es sich um Familienzerrwürfnisse, um Herzensangelegenheiten, Mesalliancen, Schulden; um die Unmöglichkeit, eine eingeschlagene Karriere fortzusetzen; oder es stellt sich heraus, daß der Sohn sich nicht eignet für jene Erwerbsgebiete oder gesellschaftlichen Sphären, die man in der Familie für einen Sohn dieses Hauses einzig denkbar findet — und aus allen diesen Gründen ein Menschenleben vernichten? Etwas anderes ist es nämlich meistens nicht; oft nicht viel besser, als ob der Vater dem Sohne die Pistole in die Hand gedrückt hätte. Unzählige wären heute tüchtige deutsche Reichsbürger, Gatten der vielen übrigbleibenden braven deutschen Mädchen, die doch gewissermaßen ein Anrecht auf die Söhne ihres Landes haben. Zu Tausenden drehen sie der Heimat den Rücken — und hier sind sie Nichts! Für Amerika liegt der hohe Wert der Einwanderung auf ganz anderem Gebiete! Auch das sollte man sich klar machen: Dieser Klasse sieht man hier nicht sehrend entgegen. Und eine Propaganda für deutsches Ansehen im Auslande bilden diese Elemente ganz gewiß nicht.

Hand in Hand mit irgend einer Reform auf diesem Gebiete müßte natürlich eine Umgestaltung sozialer Ansichten, eine Bekämpfung von allerlei Engherzigkeiten und Vorurteilen gehen. Einem ehrlichen Menschen erscheint es unverständlich, daß gute Familien unseres Vaterlandes sich freier und wohler fühlen sollten in dem Bewußtsein, daß der Sohn in fremdem Lande eine wirklich entwürdigende Rolle spielt oder ganz verkommt — ehe sie möchten, daß er irgendwo im Deutschen Reiche leben, wo er, wenn auch nicht ganz so wie man es

sich träumte, so doch immer hundertmal menschenwürdiger sich durchs Leben schlagen könnte als hier, wo er fremd, mittellos, unpraktisch, entmutigt „dem schwanken Rohre gleicht, vom ersten Sturm zerknickt!“ Ist das weniger schlimm, nur weil man es nicht sieht? Ein Menschenleben ist doch wahrlich wert, daß man um feinetwillen der Welt stolz die Stirn biete! Moralischer Mut! Das ist eine gerechte und zeitgemäße Forderung! Und die möchte ich hiermit gestellt haben!

Natürlich gibt es auch unter ihnen tüchtige junge Leute, anpassungsfähig, willensstark, charakterfest, für Leben und Arbeit erzogen! Sie sitzen in unseren Kontors, in unseren Redaktionszimmern, aber es sind je einer auf Hunderte — und auch diese könnten Bücher schreiben über die Wandlungen, die sie durchzumachen hatten — und auch sie haben nur eben genug zum Leben. In Amerika in pekuniärem Sinne „sein Glück machen“, das ist längst zum Märchen geworden — und ich bedauere das gar nicht. Ich freue mich, daß dieser abenteuerliche Begriff geschwunden ist und die Chancen sowohl wie die Existenzbedingungen beider Hemisphären sich immer ähnlicher werden. Natürlich mit der Einschränkung, daß gewisse Dinge in der Heimat verwertbar sind und in der Fremde nicht. So viel ist sicher: verwendete man zu Hause eine solche Summe von Ausdauer, Mühe und Selbstverleugnung, wie man hier sie üben muß, um Fuß zu fassen — die Resultate würden sicherlich keine geringeren sein. — —

Der Lehrstand. Die mehrfach erwähnte Leiterin des Vermittlungsbüros für höhere Berufsarten hat mir erklärt: Ist der Bedarf an weiblichen Kräften auf dem

Gebiete der Erziehung von hundert auf zwanzig zurückgegangen, so stellt sich das Verhältnis bei den Männern wie hundert zu fünf. Hier sprechen die deutschen Erziehungsmethoden in ihrem Kontrast mit den hiesigen das Hauptwort. Das hiesige „laissez aller“ und die deutsche Strenge können sich nicht ausgleichen. Ich habe schon gesagt: das amerikanische Kind ist ein entsetzliches Wesen für seine Erzieher! Aber — die Resultate sind nicht schlecht; der erwachsene Amerikaner steht hinter den Angehörigen anderer Nationen nicht zurück. Und darauf stützt man sich. Die goldenen Mittelwege wären da sehr zu empfehlen. „Weniger“ wäre „mehr“ hinsichtlich deutscher Strenge, die eben doch allzuoft in Willens knechtung ausartet, durch die kein wünschenswertes Resultat gezeitigt wird. Der Jugenderzieher als Despot ist hier undenkbar. Und dieser Punkt hat dem ganzen Stande hier den Boden untergraben.

\*

\*

\*

Wer bin ich? so sage ich mir, daß ich mich zu Vorschlägen versteigen möchte gegenüber den amtlichen Einrichtungen Deutschlands — Einrichtungen, die mir selbst nach dreißigjährigem Aufenthalt in diesem Lande noch als mustergültig erscheinen — oder erst recht nach solcher Zeit! Aber hier ist eine Lücke; hier sollte eine Reform anzubahnen versucht werden! Es sollte den jungen Leuten, die auf kürzere oder längere Zeit untertauchen sollen, ermöglicht werden, dies unter schwarz-weiß-roter Flagge zu tun! — Ich komme auf diesen Punkt hier wieder zurück, weil mir gerade in diesen Tagen wieder ein entsetzliches Beispiel zur Kenntnis gekommen ist; ein Beispiel für das Frevelhafte der Gepslogeneit, Söhne über die man sich ärgert, einfach

nach Amerika zu spedieren, ob sie dahin passen oder nicht. Selbstredend gibt es auch in hiesigen Familien solcher Fälle genug — aber die Söhne bleiben im Lande, tauchen unter in irgend einem entfernten Staate der Union. — Also hier das Beispiel:

Eine mir persönlich befreundete Familie wurde schon seit langer Zeit gelegentlich mit Bettel- und Jammerbriefen behelligt von einigen jungen Leuten bester Herkunft, die sie nie gesehen hatte. Die Verwandten meiner Freunde hatten die jungen Leute, deren Familien sie kannten, an die hiesigen Verwandten empfohlen (auch eine Mahnung zur Vorsicht für deutsche Kreise!). Man nahm nun hier auf die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Familien in Deutschland Rücksicht und gewährte den Bittstellern wieder und wieder Unterstützung; und zwar — den Verhältnissen meiner Freunde entsprechend — in recht liberaler Weise. Die Briefe kamen aus allen Teilen des Landes, immer hatten die jungen Herren schlimmes Unglück gehabt, immer standen sie vor einer günstigen Wendung ihres Schicksals; es fehlte nur eine Summe, um sich äußerlich präsentabel zu machen; um Effekten einzulösen, die wegen schuldiger Kost und Miete mit Beschlag belegt werden sollten oder belegt worden waren; um die Reise nach einem neuen Bestimmungsort anzutreten usw. Nachher war wieder nichts daraus geworden, Unglück, Beschwindelung, kurz alle Arten von Malheur suchten sie heim. . . . Die Schröpfungen wurden schließlich ermüdend, weitere Briefe wanderten in den Papierkorb. Es stellte sich später heraus, daß sie noch eine andere Familie, an die sie ebenfalls empfohlen waren, in gleicher Weise beehrt hatten.

Eines schönen Tages erschienen sie selbst, wurden neu eingekleidet und erhielten die Erklärung, daß das als Schluß zu betrachten sei. Nun wurde die Familie X vor kurzem behördlich benachrichtigt, ihre „Verwandten“ seien wegen Bagabondage aufgegriffen und eingesteckt worden. Diese unternehmenden Herren hatten innerhalb dreier Tage — — sage und schreibe! — 65 Dollars, in drei Monaten über 300 Dollars von Tür zu Tür erbettelt! natürlich in den Inlandstaaten, in der Nähe New Yorks wäre das nicht möglich gewesen. — Wie angenehm für Familie X, als Verwandte gnädigst anerkannt und genannt zu werden — von Bagabunden! Und das waren junge Leute mit akademischer Bildung. —

Man denke sich nun: die sorgfältig erzogenen Söhne hochangesehener Familien unseres Vaterlandes! Wohin muß ein Mensch geraten sein, der es fertig bringt, so oft an der Tür gutmütiger Menschen die hohle Hand hinzuhalten und ein stereotypes, erlogenes Jammergemurmel vom Stapel zu lassen, als nötig ist, um solche Summen zu erbetteln (über die sie gewissenhaft Buch geführt hatten). Kann ein Mensch — außer dem Verbrecher — tiefer sinken? Und der Verbrecher entwickelt sich in zahllosen Fällen aus dieser Art Bettlern; ein Zufall vermittelt oft den leichten Übergang. Die Drohung oder die Anwendung von Gewalt eines heimgesuchten Farnbesizers, die Klagen furchtsamer Frauen, die den Gatten auf die Landstreicher aufmerksam machen und ihn zur Verfolgung reizen — da wird aus dem soweit harmlosen, wenn auch verächtlichen Bettler im Handumdrehen ein desperater Brigant, ein Justizflüchtling! — Und wieder komme ich auf den von mir angeregten

Punkt zurück: hätten diese jungen Leute — und tausend andere — so tief sinken können, wenn sie innerhalb des Deutschen Reiches geblieben wären? gewiß nicht!

Jedenfalls ist es erstaunlich, daß (eine von uns hier, leider allzuoft gemachte Beobachtung) unsere deutschen jungen Männer besserer Kreise nur ein Minimum echten Stolzes besitzen! Ein Amerikaner würde nie und nimmer, auch in tieferen Bildungsgraden nicht, fähig sein, an anderer Huld und Gnade zu appellieren, wohl gar vollends davon zu leben! Der Deutsche bringt es fertig und fühlt sich wohl dabei. Es gibt hier unzählige, die (obwohl in Stellung und Verdienst) allwöchentlich ihre ganze Umgebung anborgten. Bis das Wochengehalt fällig ist, schulden sie sämtlichen Kollegen, die sich darauf einlassen, genügend kleine Beträge, die es aufzehren. Und da muß dann dem ersten Betteln ein zweites hinzugefügt werden — um fernere Stundung! Sie ducken sich stetig zwischen den anderen hindurch — „gebückt, gebückt, den Hut in der Hand!“ Sie werden zum Lügner, sie erfinden Vorwände, ein Schritt auf dem Weg nach unten! —

Bin ich fremd geworden im Vaterlande? Herrscht heute ein anderer Geist dort als früher? Möchte nicht heute, wie ich es einst von Vater und Brüdern kannte, der deutsche Mann sich lieber die Nägel aus den Fingerspitzen arbeiten, ehe er den Nacken beugte um Geld, um Kredit? Im Namen unseres Vaterlandes! kommt nicht hierher, uns erröten zu machen! Haltet den Kopf hoch, erringt euch, erhaltet uns den Ruf: Der Deutsche ist stolz, der beugt sich nicht! Das allein schätzt der Amerikaner, denn es ist ihm kongenial — er beugt sich nicht, er bettelt nicht, er

schämt sich aber auch keiner Art Arbeit. Und — wiederum jener bedeutsame Punkt: Er braucht sich auch nicht zu schämen! weder seine Familie noch sonst jemand rechnet ihm es als Schande an, wenn er auf einer niedrigeren Stufe des Erwerbslebens sein Brot findet, als man einst es erträumte! Ehre — Schande, Stolz — Erniedrigung, sie liegen unter heutigen Verhältnissen auf ganz anderen Gebieten, als man in gewissen Kreisen unseres Vaterlandes sie zu sehen gewohnt ist — Tradition! — Um dies zu illustrieren hier einige Beispiele:

Ein junger Mann suchte uns einst auf — natürlich: an uns empfohlen! Er war Kaufmann, alle Versuche, ihn geschäftlich unterzubringen, waren vergeblich. Es war Frühjahr, die allernüchternste Zeit für kommerzielle Engagements; dagegen wurden Tausende gesucht für Landarbeit. Mein Gatte war einst in derselben Jahreszeit hierhergekommen, direkt von der Universität! Sehr schnell hatte er eingesehen, daß er ohne Kenntnis der englischen Sprache keinerlei Aussicht auf Anstellung haben würde; kurz entschlossen nahm er eine Stellung als Landarbeiter an unter ausschließlich englischsprechender Bevölkerung. Mit Dictionär und Grammatik versehen, reiste er hin. Als die Landarbeit fertig war, hatte er es dahin gebracht, daß man in der Gegend ihn als gebildeten Mann schätzen gelernt hatte, und nun übernahm er es, während des Winters die Söhne des Hauses und benachbarter Farmen für den Besuch des „College“ vorzubereiten. Als er im folgenden Herbst in die Stadt zurückkehrte, da erklärte man ihm, daß er nicht nur ein perfektes Englisch bemeistere, sondern es auch ohne jeden fremden Akzent spreche — etwas, das viele ihr ganzes

Leben nicht fertig bringen. Nun erteilten wir unserem Schützling nach bestem Gewissen einen ähnlichen Rat — da kamen wir schön an! Er meinte, und brachte es wirklich fertig, die Miene des Grandseigneurs dabei aufzusetzen: „Dazu bin ich, Gott sei Dank! viel zu stolz! ich habe mir sagen lassen, als Kellner erhalte man von den reichen Kerlen zuweilen enorme Trinkgelder, wenn man verstünde sich mit ihnen zu stellen.“ Es war sein letzter Besuch bei uns, denn es bemächtigte sich unser ein unaussprechlicher Ekel vor einem Menschen mit solchen auf den Kopf gestellten Ideen über „Stolz“ und sein Gegenteil. Er durfte unser Haus nicht mehr betreten. Er wurde entlassen mit dem Bescheide: da dem Kriechenden doch wohl nur erreichbar sei, wer ebenfalls im Staube kriechen, so möge er sich weitere Anlehnung da unten suchen.

Ein anderer, dem wir erlaubten, unser Haus als An- und Rückhalt zu besuchen, kam eines Tages und ich hatte schnell einen Ausgang zu besorgen, doch wurde mein Gatte jede Minute zurückerwartet. Ich bat ihn also, sich so lange zu bescheiden und gab den Kindern Auftrag, sich oben in den Zimmern mit ihm zu unterhalten; ihm Bücher, Mappen usw. zu zeigen — es war ja so vieles Interessante da! auch die Kinder konnten sich schon gut unterhalten — für ihn das einzig Interessante war aber das Souterrain, die Küche und ihre Beherrscherin. Dort wurde er angetroffen, in zärtlichem Zureden begriffen. Nur war das einfache Mädchen anständiger als der „gebildete Herr“, der der Herrschaft seinen Besuch machte. Und oben saßen die Kinder mit ihren Büchern und Mappen, voller Angst vor Vorwürfen der Eltern, weil es ihnen nicht gelungen war,

dem Auftrage der Mutter gemäß den Besuch zu fesseln — und dieser Mensch hatte in Deutschland Weib und Kind! Bei der schleunigen Verabschiedung auf Nimmerwiedersehen ließ er, der jußt Gelandete, das große Wort fallen: „Lächerlich! solches deutsche Spießbürgertum!“ ihm sei gesagt worden, so etwas wie die ‚veraltete deutsche Moral‘ existiere hier nicht! er versuche das hinter sich zu lassen und sich hier anzupassen!“ Und wie hat er sich im Laufe der Zeit angepaßt! Das sind Beispiele, die bis in die Hunderte hinein ergänzt werden könnten. Fast jede Familie kann mit ähnlichen Erfahrungen aufwarten.

Es sind dies alles Wahrheiten, die sich weniger glatt und süßlich lesen, als so manches, das über hiesige Verhältnisse geschrieben wird; aber gute Medizin ist von jeher bitter gewesen, und wirkungsvolle Operationen erfordern scharfen Schnitt! Wenn auch nur ein Duzend junger Männer der gebildeten Kreise meines Vaterlandes durch diese meine Darstellungen vor dem unüberlegten Verlassen des Bodens, in dem sie wurzeln, gewarnt werden; veranlaßt werden, erst alles und nicht am wenigsten sich selbst im Lichte meiner Ausführungen zu prüfen — wenn nur ein anderes Duzend hier im Lande sich anders entwickelt, als viele ihrer Vorläufer, dann sind diese Zeilen nicht umsonst geschrieben, und ich will mich als hinreichend für meine Mühe belohnt betrachten!

---



## Schluß.

Nunmehr zum Schlusse kommend, möchte ich in kurzer Übersicht noch verschiedene Punkte berühren, die außerhalb der erledigten Abteilungen noch zur Abrundung dieses Werkchens dienen, oder schon Erwähntes bekräftigen beziehungsweise näher erklären sollen.

Vor allen Dingen möchte ich mich gegen die mögliche Annahme verwahren, einer Tendenz dienen zu wollen; es ist Menschlichkeit pure et simple, die mir meine Ausführungen diktiert hat — Menschlichkeit und Gerechtigkeit gegen beide Nationen. Eine Beschränkung allgemeiner Einwanderung hier befürworten zu wollen, wäre ebenso anmaßend und ungerecht, wie es nutzlos sein würde. Millionen haben hier ein Heim gefunden, Millionen werden es in Zukunft finden, denn so lange die Erde steht, haben sich die Menschenscharen auf der Suche nach weniger besiedelten Gegenden auf der Wanderschaft befunden, und so wird es bleiben, bis unsere Erdoberfläche gleichmäßig besiedelt ist. Hierher werden die Menschen nach wie vor kommen, und sie mögen es, wenn sie tüchtig arbeiten wollen und können, wenn sie von lieben Geschwistern und Verwandten herbeigesehnt werden,

oder wenn besondere Gründe vorliegen, die Heimat zu verlassen.

Indessen wird die Einwanderung nach hier ihren Charakter ändern und auf bestimmte Elemente, bestimmte Klassen beschränkt sein müssen, wenn nicht allzuvieler die herbsten Enttäuschungen und die trostlosesten Mißerfolge harren sollen. Mein deutsches Herz sträubt sich dagegen, diesem Unheil seinen Lauf zu lassen!

Andererseits verbietet mir auch mein Gerechtigkeitsgefühl, die Vereinigten Staaten, die hiesigen Verhältnisse und die hiesige Bevölkerung verantwortlich gemacht zu sehen für die Mißgriffe Gestrandeter. Gerade der Deutsche, der sich hier Verhältnissen und Situationen gegenübersteht, die ihn befremden, ist es, der schonungslose Kritik übt und der es sich dabei nicht auf energische Äußerungen ankommen läßt. Er, der Gast des Landes! Das ist ein Punkt, der auch so grunddeutsche Gemüter wie das meine in Wallung bringt. Gewiß hat unser hiesiges Volksleben seine Schattenseiten; aber der kürzlich Eingewanderte, der gerade erst sein eigenes Vaterland verschmäht hat, ist nicht berechtigt, das Land, das er der Heimat vorzog, zu tadeln, weil es anders ist als das, was er sich ja wahren konnte, anstatt es hinter sich zu lassen.

Die charakterlose „Schwärmerei für Amerika“ seitens deutscher Reichsangehörigen ist kindisch, solange sie grundlos gehegt wird. Wir Deutschen in Amerika lieben das Land, weil wir es kennen und allmählich lieben gelernt haben! Jene unvernünftige Vorliebe hält nicht einer 24 stündigen Probe stand, sobald man der Wirklichkeit gegenübersteht. Und nicht eine Woche ist ein Deutscher hier im Lande, ohne

daß er sich berufen glaubt, alle unsere Einrichtungen — vom Präsidentenstuhle bis zum Schuhputzerstande herab — reformieren zu können. Fühlt er aber erst ein klein wenig Boden unter den Füßen und das Schicksal ist ihm hold, so macht er kehrt und ist am Biertisch der lauteste Schreier, wenn Einrichtungen und Verhältnisse seines Vaterlandes geschmäht oder lächerlich gemacht werden. Seine Charakterlosigkeit vor gebildeten Amerikanern auszubreiten, bekommt er freilich keine Gelegenheit, er nimmt vorlieb mit niederen Schichten, und so ist es dieser edlen Sorte gelungen, in den breiten Volksmengen sein Vaterland, seine Stammesgenossen als unter amerikanischem Niveau stehend eingeschätzt zu sehen. Er schämt sich sehr bald seiner Herkunft, seiner Sprache, und er macht jeden anständigen Deutschen dieses Landes erröten ob seiner Charakterlosigkeit, die man hierzulande selbst bei solchen Nationalitäten nicht findet, deren Bildungsgrad tief unter dem der deutschen Nation steht, und deren Heimatland weder in Vergangenheit noch Gegenwart auch nur auf annähernder Höhe stand oder steht. Die Urteile, die das niedrige Gebahren solcher Menschen seitens ungebildeter Kreise hierzulande auf das ganze Deutschtum herabschwört, sind oft empörend. Und gegen die unreife Kritik über ein Land, das man doch seiner Heimat vorzieht, bäumt sich jedes anständige Menschen Gerechtigkeitsgefühl auf.

### Der Geldhunger.

Sodann möge man seine Geldgier zügeln! es ist doch wahrlich eines gebildeten Menschen unwürdig, eine Erwerbsmöglichkeit nur nach einer (wahr oder fälschlich kolportierten) Zahl zu

tazieren! Man sei überzeugt, daß mehr Unwahrheiten und Prahlereien hinausgeschrieben oder von Emporkömmlingen, die zu Besuch in der alten Heimat weilen, verbreitet werden, als je verantwortet werden kann. Es sind tatsächlich nur die unteren Volksschichten, die sich hier verbessern. Was von hohen Gehältern gebildeter Berufsklassen erzählt wird, ist entweder überhaupt nicht wahr, oder es sind irgendwelche Umstände damit verknüpft, deren man nicht erwähnt, so daß die Höhe des Einkommens nur scheinbar ist, weil irgendwie jeder Cent ebenso aufgezehrt wird, wie jeder Pfennig eines deutschen Salärs — oder man erwähnt die Gehaltshöhe, das Einkommen von Leuten, die nach jahrelangem Ringen endlich da stehen, wo sie hingehören.

Ich erwähnte unter dem Kapitel der „Ärztinnen“ eines Artikels aus der Feder einer der bekanntesten Schriftstellerinnen der deutschen Frauenbewegung — ich will den Namen nicht nennen, um die Dame nicht zu diskreditieren, denn sicherlich ist sie selbst eben das Opfer einer Mystifikation geworden — wer möchte sich auch unterfangen, selbst das Wunderbarste anzuzweifeln, sofern es aus Amerika stammt! Was die Dame von dem angeblichen Einkommen „zahlreicher“ weiblicher Ärzte in New York erzählt, wird, so unmöglich eine Steigerung erscheint, noch in Schatten gestellt von der Erzählung: „eine einfache Stütze könne sich hier zur Haushälterin mit zwölfstausend Mark Gehalt aufschwingen“!!! Ca. 60 Dollars per Woche!!! Diese Sache wirkt so erheiternd, daß sie einem Melancholiker, der seit Jahren nicht mehr gelächelt hat, ein schallendes Gelächter entlocken könnte — das freilich sehr bald abgelöst wird

von sorgenvollem Ernste, wenn man an die betörten Opfer solcher Zaubergeschichten denkt!

Wenn aber eine Dame dieser Bildungsstufe solchen Geschichten Glauben entgegenbringt; wenn sich eine Redaktion findet, die ihr gestattet, dergleichen schriftlich zu verwerthen — dann darf man sich allerdings nicht mehr wundern, wenn törichte junge Mädchen jeder sinnlosen Faselei ein williges Ohr leihen und sich den Verstand verwirren lassen! Frevel ist's! Bodenloser Frevel! Man hüte sich, dergleichen auf sein Gewissen zu nehmen! Wir, die wir dastehen, wohin andere mit gläubigem Ohr sich wenden, müssen uns der hohen Verantwortung bewußt sein und dürfen nicht jene Vertrauenden zum Opfer unserer eigenen Irrtümer und Leichtgläubigkeit machen. Ich selbst bin von jeher stark und mutig gewesen, ohne Scheu und Furcht vor dem Schicksal, was immer es mir bot, ich bin mit ihm fertig geworden, habe mich durchgerungen und den Begriff „Unmöglichkeit“ ignoriert. Aber ich habe gelernt, daß die Menschen nicht alle gleich erschaffen sind; und wo das Glück und Wohl anderer auf dem Spiele steht, da bin ich außerordentlich vorsichtig. Diese tiefere Fürsorge, andere vor unsäglichem Unheile zu bewahren, bringt sicherlich selbst da keinerlei Schaden, wo durch meine Warnungen ein Mensch von der Auswanderung abgehalten würde, der als einer unter vielen auf eine oder andere Art möglicherweise reüssiert hätte. Für sich selbst mag man wagen — für andere heißt es: wägen!

Ich erwähnte mehrmals der Leiterin einer New Yorker Agentur für höhere Berufsarten. — Als wir über das Unbegreifliche sprachen, wie nur solche unglaublichen

Salär-Geschichten kolportiert würden, meinte ich: „Die Hierhergekommenen wollen wahrscheinlich in ihren Briefen nach der Heimat nicht zugeben, daß sie so furchtbar enttäuscht waren? . . . “ „Es gibt gelegentlich auch solche, die nicht wohl der Quellen erwähnen können, aus denen ihnen eventuell Nebeneinnahmen zufließen“, fügte sie hinzu. Wir sahen uns an und schwiegen beide, jede ihren ernststen Gedanken nachhängend.

Tatsache ist, daß die Lebensansprüche hier in den letzten 10—15 Jahren sich verdoppelt haben; daß der Preis aller Lebensbedürfnisse enorm gestiegen ist; daß aber die Gehälter der Gebildeten mit diesem Aufstieg absolut nicht Schritt gehalten haben. Nur die Arbeiter- und Dienstbotenlöhne sind erhöht worden. Und eine weitere Tatsache ist, daß hier kein Geld verschenkt wird; jeder Cent muß voll verdient werden, und wer aus gebildeten Kreisen Deutschlands zu wissen glaubt, was Arbeit ist, der soll nur hierher kommen, um es erst zu erfahren. — —

### Mädchenhandel; Löhne.

Indem ich die Leser ersuche, die letzterwähnten Tatsachen weiter im Sinne zu behalten, will ich hier flüchtig auf ein trauriges Gebiet hinüberstreifen, das damit innig verknüpft ist. Und das ist der internationale Mädchenhandel! Wir sehen in ihm einen der schwärzesten Flecken auf dem strahlenden Schilde unserer Zivilisation. Dieser erbärmliche Geschäftszweig hätte aber niemals in dem Maße, wie es der Fall ist, florieren können, wenn nicht die bedauerliche Tendenz, auch die abenteuerlichsten Summen als plausible Lohnsätze zu betrachten, sobald es sich um amerikanisches Geld handelt,

ihm Vorschub geleistet hätte. Wenn für eine Stellung, die man hier mit dreißig Dollars pro Monat honoriert, (nach berühmtem Beispiel) sechzig Dollars pro Woche offeriert werden, so wundert das niemanden — die Nachricht kommt ja aus dem Dollarlande, aus dem Lande, in dem es Grenzen nicht gibt! Hier also ist es ernste Pflicht, Wahrheit und Klarheit zu verbreiten, sonst macht man sich zum Mitschuldigen!

Man bringe also den allzu glänzend lautenden Gehaltsversprechungen ein entschiedenes Mißtrauen entgegen. Neugewanderte der gebildeten Klasse sind vorerst — und zwar auf eine ganze Zeit hinaus — minderwertige Arbeitskräfte. Wird ihnen also ohne weitere Schwierigkeit ein hohes Gehalt zugesichert, so ist Grund vorhanden, der Sache zu mißtrauen. Selbst das einfache Dienstmädchen kann trotz aller Dienstbotenmisère vorerst nicht auf den Maximallohn (18—20 Dollars) Anspruch erheben, falls es sich um eine wirklich annehmbare Stellung handelt. Und vor mir liegt eine Zuschrift, in der mir gemeldet wird, wie ein Mädchen nur mit größter Mühe den Klauen eines Agenten aus den Südstaaten wieder entwischt ist, nachdem ihr Verdacht rege geworden. Sie war aber Zeuge gewesen, wie eine ganze Anzahl anderer Mädchen die Beute jenes Hais geworden, indem sie sich für obigem Lohn anwerben ließen — unerfahrene Dinger, die für ehrenhafte Arbeit im günstigsten Falle 8—10 oder 12 Dollars beanspruchen konnten! Eine tüchtige Hausfrau kann vorerst nicht mehr bieten, da sie viele Wochen, wenn nicht Monate der Mühe und Geduld anwenden muß, ehe

sie an dem Mädchen eine wirkliche Stütze hat. Nach dieser Zeit erst wird der Lohn langsam erhöht.

Und wieder ist es die deutsche Geldgier, die auf diesem Punkte unseren Landsmänninnen zu einer traurigen Berühmtheit verholfen hat. Sobald nämlich eine Hausfrau ein derartiges Mädchen unter unendlichen Mühen so weit gebracht hat, so dreht es ihr den Rücken und geht dahin, wo es einen Dollar mehr bekommt, als seine Lehrmeisterin vielleicht ausgeben kann. Sehr viele unserer besten Hausfrauen sagen deshalb: Ein neueingewandertes Mädchen? um Gottes Willen nicht! die betrachten uns lediglich als Sprungbrett; wir dürfen mit ihrer Unbeholfenheit uns abquälen, ohne nur die Aussicht zu haben, uns die kleinste Anhänglichkeit zu verdienen — von Gerechtigkeit und Billigkeit, von moralischer Verpflichtung garnicht zu reden!

Andererseits gibt es allerdings auch wieder Leute (ich sage absichtlich nicht „Herrschaften“, da ich mit diesem Wort denn doch den Begriff des Anständigen verbinde) — Leute also, die niedrig genug sind, ein Mädchen, das niemanden im Lande hat, derart auszunützen, daß sie es, nachdem es brauchbar geworden, für den anfänglichen Minimallohn ruhig weiter arbeiten lassen; indessen sind diese Fälle sehr in der Minderheit, früher oder später erfährt das Mädchen die Wahrheit. Neun Zehntel solcher Fälle werden derart eingeleitet, daß ein Mädchen gelegentlich einer Europa-Reise engagiert und hierher mitgenommen wird. Die Passage wird vorgestreckt und ist selbstverständlich dann abzuverdienen. Je kleiner der Lohn ist, desto länger dauert das, und so lange ist man vor neuer Dienftbotenmisère geborgen. — Ich habe schon derartige

Fälle kennen gelernt, die ich, wenn auch auf weniger entsetzlichem Gebiete, doch auch als „Mädchenhandel“ einschätzen möchte. Für Gemeinheiten dieser Art ist eben ein kräftiger Titel ganz am Platze.

Hier also einige Winke, an die man sich halten mag: Erstens, in Europa kein Engagement irgend welcher Art mit Fremden — seien es Agenten, seien es Privatpersonen — abzuschließen. Um so weniger lasse man sich auf Verhandlungen ein, je günstiger die Anerbietungen lauten. Es ist etwas anderes, wenn wohlbekannte Leute sich gelegentlich eines Heimatbesuches jemanden mitbringen, der die Familie von Kindheit an kennt; aber es gehen Mädchen Arrangements dieser Art mit Hotelgästen, durchreisenden Touristen oder durch Vermittlung von Agenturen, auf Annoncen usw. ein — das ist sträflicher Leichtsin! Wer kann wissen, wer die Leute hierzulande sind, wenn sie draußen noch so großartig auftreten! Auch läßt der engagierende Teil — ob absichtlich oder nicht — das Mädchen oft in dem Glauben, die Passage werde ohne weiteres von der Herrschaft bestritten. Es gehört ja allerdings, auch wo nichts ausdrücklich erwähnt wurde, sehr viel Naivität dazu, zu denken, es bezahle jemand eine Seereise für Fremde, bloß um gerade dieses Juwel sein eigen nennen zu dürfen — diese Naivität gibt es aber! Manchmal ist es auch Verschlagenheit; man denkt sich: „Bring' du mich nur erst hinüber; nach 2—3 Monaten werde ich schon sorgen, daß du selbst mich fortjagst, dann sieh' du zu, wer dir die ausgelegte Seereise zurückerstattet!“

Solcher Fälle gibt es hier genug, und jeder weiß das, deshalb sind auch heute die Herrschaften weit weniger zu

solchen Abmachungen geneigt wie früher; und daraus wiederum ergibt sich die Notwendigkeit vorsichtig zu sein, wo sie allzu bereitwillig offeriert werden — immer bekannte Familien ausgenommen! Man ist immer berechtigt, ein Häkchen zu vermuten, wo der engagierende Teil gar nicht weiß, was alles er noch als Lockspeise darbieten soll.

Ferner lasse man sich nicht in unbekannte Regionen locken, ohne sich vorher bei der Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer in Berlin erkundigt zu haben, wie an den betreffenden Orten die Arbeitsverhältnisse liegen. Man wird dann wertvolle Winke erhalten, eventuell erfahren, an wen man sich am fremden Orte wenden soll, um zurechtgewiesen zu werden. Wer in New York landet, der lasse sich niemals auf ein Engagement ein (falls nicht Verwandte sich seiner annehmen), ohne daß er nach den Vertretern der folgenden Gesellschaften frage: Deutsche Gesellschaft der Stadt New York, Deutsches Emigrantenhaus (für Protestanten), Leo-Haus (für deutsche Katholiken); sie alle haben ihre Vertreter an Ort und Stelle, oder senden sie auf telephonische Nachricht hin sofort. Es ist wirklich kein Grund vorhanden, daß irgend jemand zu Schaden komme. Nur muß man sich eben das Goldschaukeln aus dem Kopfe schlagen. Arbeit, viel Arbeit muß geleistet werden, wenn man leben und vorwärts kommen will, und der Gebildete muß sich auf Schweres, oft auf viele Jahre hinaus gefaßt machen!

### Nötige Geldmittel.

Wer Land und Leute kennen lernen will; wer einen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten als einen Teil seiner

Ausbildung anzusehen geneigt ist, der mag unter folgenden Bedingungen hierher kommen: Er hinterlege sofort gegen Quittung entweder bei dem Kaiserlich Deutschen Generalkonsulat oder bei der „Deutschen Gesellschaft der Stadt New York“ die Summe, die ihm zur Rückreise verhilft, wenn er nicht festen Fuß fassen kann — Hunderte sind hier, die nur die Unfähigkeit, das Reijegeld zu ersparen, von der Rückkehr in die Heimat abhält. Sodann sollten Gebildete, die hier nicht Angehörige haben, nicht hier landen, wenn sie nicht genügend Barmittel besitzen, um mindestens drei Monate hier leben und in Ruhe nach passender Stellung suchen zu können. Man hat keine Ahnung, wie schnell man hier mit seinen Mitteln zu Ende ist — und das große, das hoffnungslose Elend beginnt, sobald man anfängt, in seiner Kleidung zurückzukommen. Ganz entgegen den demokratischen Sitten früherer Zeiten ist heute die äußere Erscheinung hier alles! Ihre Bedeutung wird stellenweise in einem Grade überschätzt, der ans Törichte, Lächerliche, Sündhafte grenzt. In allzuvieler Menschen Augen sind andere nur das, was sie anhaben, und man nimmt sich vielfach nicht erst die Mühe zu prüfen, ob nicht vielleicht doch ein wertvoller Mensch im abgetragenen Kleide steckt. — Aber es ist so, und damit muß man rechnen.

Hat eine gebildete Erwerbsbedürftige weder hiesigen Anhalt noch Mittel, ist sie auf sofortigen Verdienst angewiesen, so überlege sie es sich mehr wie reislich, ob sie dem Vaterlande den Rücken kehren soll! Und ist sie über die Jahre tatkräftiger Jugend hinaus, so sollte sie dergleichen überhaupt nicht planen! Vor mir liegt soeben meine heutige

Post; darunter ist eine Nummer einer Londoner Frauenzeitung, einen Artikel enthaltend, in welchem eine Dame, die in Kanada eine führende Stellung einnimmt, ihren britischen Schwestern ganz dieselben Wahrheiten unterbreitet, die in diesem Werkchen enthalten sind. Die Übereinstimmung ist eine vollständige — dieselben Mahnungen! dieselben Warnungen! Und ferner sei hier eine Briefstelle zitiert aus der Feder einer Dame, die in den Neu-England-Staaten eine hervorragende Stellung einnimmt. Die Dame hat in Europa und hier die Universität absolviert und schrieb mir dieser Tage: „Und nun lassen Sie mich Ihnen vor allem meine lebhafteste Zustimmung aussprechen und meinen Dank dafür, daß Sie mir die Pflicht abnehmen, das bewußte Buch selbst zu schreiben, eine Pflicht, die die ganze Zeit wie ein Alp auf meiner Seele gelegen hat. Da haben Sie eine Tat getan, für die Ihnen Tausende danken müssen und werden. Im vorigen Jahre inserierte ich in deutschen Blättern für eine Stütze, — als ich beim 350., sage und schreibe: dreihundertfünfzigsten Angebote angekommen war, hörte ich auf zu zählen. Das Paket liegt unter meinen Dokumenten zur „zeitgenössischen Kulturgeschichte.“ Was für Illusionen, was für Hoffnungen, was für Ansprüche sind darin begraben! Es ist die alte traurige Geschichte von den Lockungen der Fremde, die den Deutschen noch immer in die Not und ins Elend geführt haben. Aber wie die Motten zum Licht, so kommen die Scharen wieder und wieder. Ach ja, das Motto, das Sie, wie Sie sagen, sich für das Buch gewählt haben — wie gedankenlos lernt man in der Schule diese herrlichen Worte! Aber wer von uns ermißt ihre Bedeutung? wer, der sie nicht

am eigenen Leibe hat erfahren müssen? Der eine aus Hunderten, der ein günstiges Los zieht (das er vielleicht in der Heimat auch gezogen hätte), wird von den staunenden und neidischen Zurückgebliebenen als Typus genommen; von den 99, die am Wege liegen bleiben und verderben müssen, meldet „kein Lied, kein Heldenbuch!“ und kommt doch einmal Kunde von solchen, so weiß jeder sicher von sich selbst: Mir konnte das nicht so gehen! O schreiben Sie eindringlich, ich weiß, Sie können es! Und wenn auch nur einer der 99 vor sicherem Elend bewahrt wird, so ist Ihre Arbeit nicht umsonst gewesen!“

### Hiesige Verwandte.

Man gestatte mir noch, den hiesigen Angehörigen gebildeter Einwanderungslustiger einige Worte zu widmen: Ich habe ihrer wiederholt Erwähnung getan — muß aber sehr entschieden die etwaige Annahme zurückweisen, als wolle ich damit andeuten, daß diejenigen, welche hier Verwandte haben, über alle Schwierigkeiten erhaben seien; daß für sie alle meine Warnungen nicht gelten! Das wäre ein Irrtum, der sich in vielen Fällen verhängnisvoll erweisen würde; denn sehr oft bildet gerade dieser Punkt eine Verschärfung der Enttäuschungen und des unglücklichen Seelenzustandes der Eingewanderten. Vor allen Dingen wälze man auf die Schultern hiesiger Verwandten nicht eine unangenehme Verantwortlichkeit, indem man bei ihnen anfragt, ob man kommen solle? Man sei zu allem willig, besitze die und die Kenntnisse usw. — Man stürzt die Leute dadurch in ein grausames Dilemma! Wie häufig haben mir solche Familien geschrieben: „Wir wollen ja so

gerne unseren Angehörigen draußen den Liebesdienst tun, aber Sie, werthe Frau, wissen selbst, daß es Sünde wäre, die Verwandte hierher zu locken! — Das aber glauben sie draußen nicht; sie würden es als Mangel an verwandtschaftlichem Entgegenkommen auffassen — was sollen wir tun? Raten Sie uns!“ . . .

Ferner sei man auch dann vorsichtig, wenn langjährig hier Angeseffene selbst auffordern; und am allermeisten, wenn es Leute sind, die sich hier selbst erst emporgearbeitet haben. Die sehen, wenn sie Klagen aus Deutschland hören (die wir alle auch hier haben), gutmütig eine Besserung in dem Herüberkommen der Nichte oder Kusine — im Lichte der eigenen Karriere. Sie denken nicht daran, haben es vollständig vergessen, was alles sie überwunden, niedergekämpft, heruntergeschluckt haben — vielleicht (wenn sie der letzterwähnten Klasse angehören) haben sie es auch nicht so empfunden, als die Verwandte mit ihrer besseren Erziehung und neuzeitlicheren Ansichten, als die waren, unter denen die hiesigen Verwandten sich emporgerungen haben. Man hat kaum eine Ahnung, wie fremd und verständnislos sich die beiden Teile oft gegenüberstehen! . . . . . Irrtümer dieser Art enden ohne alle Ausnahme in bleibenden Zerwürfnissen, in erbitterter Feindschaft. Die Eingewanderten sagen: Wie? So niedrig werde ich von euch eingeschätzt? Wie könnt ihr euch unterstehen, mich in solche Verhältnisse zu locken? Oder: Wie könnt ihr erwarten, daß einfach irgend etwas Beliebiges gut genug für mich sein sollte? Denkt daran, wie ich erzogen bin! — — Und die Hiesigen sagen: Wenn man nicht irgend etwas akzeptieren will, das vor einen kommt, so kann man hier nicht weiter kommen!

Was gut genug für uns ist oder war, das sollte dir auch genügen! Wie sollten wir dazu kommen, jemanden um Gotteswillen davor zu bewahren, Dinge zu überwinden, die von uns hundertmal überwunden werden mußten! Die Trägheit, den Hochmut und die Vorurteile zu unterstützen und die zu ernähren, die sie hegen, kann von uns nicht erwartet werden! Wer sich kleinen Härten dieser Art nicht fügen will, der soll auch die Mittel nicht mitgenießen, die eben durch solche Selbstverleugnung erworben wurden!

Und haben solche Leute von ihrem Standpunkte aus nicht recht?

Noch möchte ich eines Gedankens erwähnen, der sich oftmals mir aufdrängt: Man sollte den auf den höchsten Stufen der Wissenschaft begonnenen „Austausch“ auch in anderen Schichten und Kreisen befürworten — namentlich in bezug auf häusliche Tätigkeit. Gute Familien sollten die Töchter gegeneinander austauschen. Diese jungen Mädchen könnten beiderseits ohne Zweifel viel lernen und ihren Horizont erweitern. Der Amerika-Enthusiasmus unserer deutschen jungen Damen würde zu einem ruhigen Wohlgefallen herabgedämpft werden, während unsere hiesigen Mädchen ihre gewaltigen Vorurteile, ihre falschen Ansichten über Deutschland, ihre Überhebung vielleicht verlieren würden.

Spricht übrigens die Gegenüberstellung dieser beiden Punkte nicht Bände? Die einen sind so enthusiastische Verehrerinnen ihres Vaterlandes, daß man ihnen das Ausland erst zeigen muß, um sie davon zu überzeugen, daß auch andere Länder lebenswerte Züge haben — die anderen muß man ins Ausland schleppen, um es ihnen im Alltagslichte zu zeigen, damit es für sie den Glanz verliere, der ihnen

das eigene Vaterland verdunkelt; damit sie das Land ihrer Väter inniger lieben lernen!

Aufs dringendste möchte ich empfehlen, daß man im deutschen Vaterlande in den Schulen, in den Familien, bei allen Gelegenheiten den Patriotismus erwecke und pflege, denn hierzulande, wo man unter den Angehörigen aller nur denkbaren Nationen lebt, tritt die ebenso betrübende wie unendlich beschämende Tatsache scharf hervor: daß allein der Deutsche es ist, dessen Vaterlandsliebe vor der Schwärmerei für das Ausland nicht standhält! Gerade die Deutschen, die das Haupt doch wahrlich hoch tragen dürfen! Mindestens so hoch wie die Kinder Amerikas, die dieser Mahnung nicht erst bedürfen! —

Willst du recht erkennen,	Willst du die Menschen lieben,
Wie's daheim so schön —	Die dir Gott verband:
Mußt dich einmal trennen	Jerne, wie sie drüben
Von der Heimat Höh'n!	Sind im fremden Land!

Ende.

r  
t  
i  
v  
e

